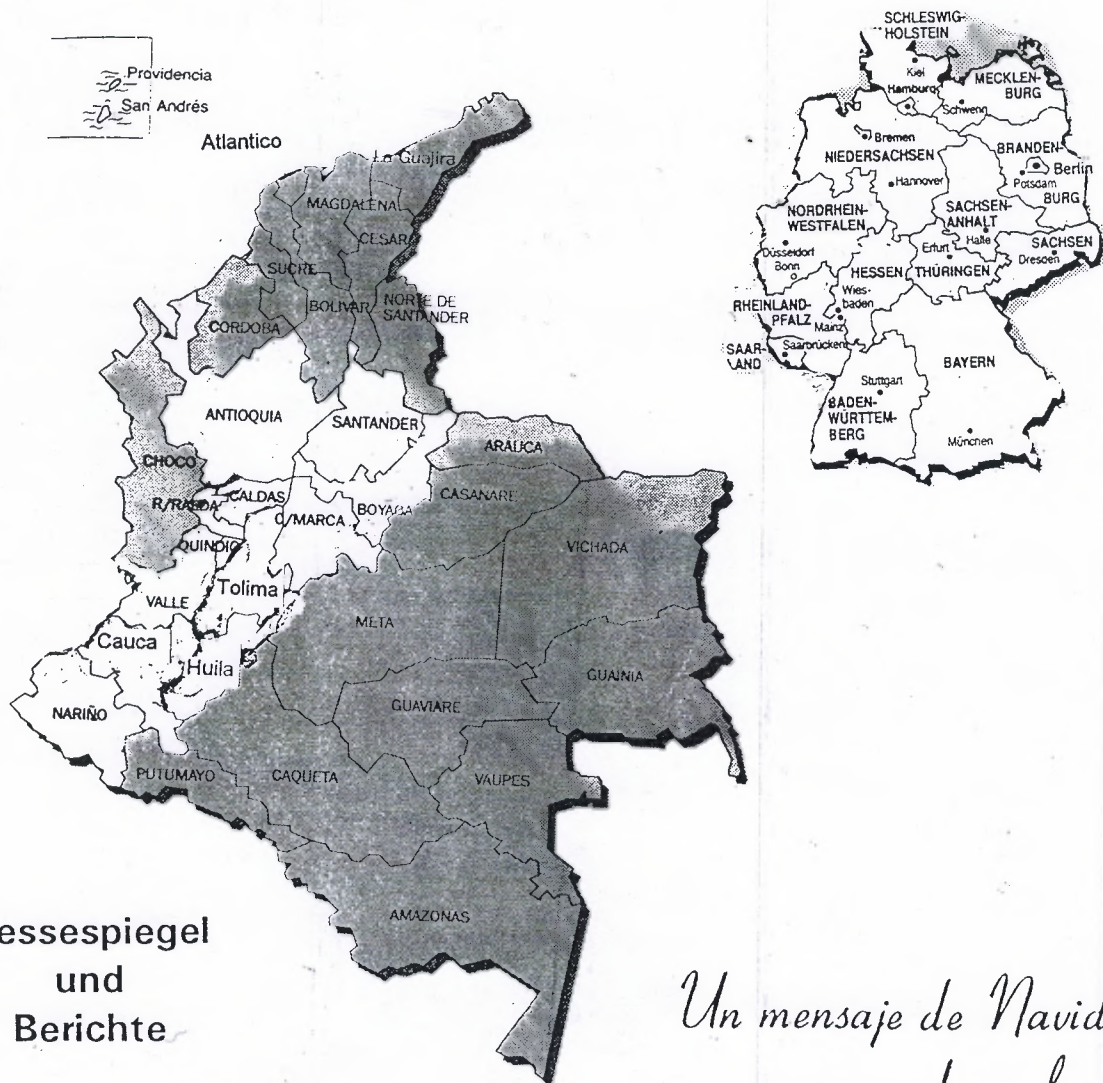


KOLUMBIEN aktuell

Heft 24 - Dezember 1994

Mitteilungen des Deutsch-Kolumbianischen Freundeskreises e.V.
Boletín del Círculo de Amistad Colombo-Alemán



Pressespiegel
und
Berichte

Articulos de prensa
e
informaciones

*Un mensaje de Navidad
para desearles
paz, ventura y prosperidad
en el año que se acerca*

IMPRESSUM

KOLUMBIEN - DEUTSCHLAND

zwei Länder eine Beziehung
eine freundschaftliche Verbindung
zwei Nationen voller Unterschiede
und voller Gemeinsamkeiten

mit ihrer eigenen Schönheit, ihrer individuellen
Kultur und ihren vielfältig geprägten Menschen.

Aus dem Erleben und Wirken in beiden Kultur-
kreisen, aus der Faszination der überwältigenden
kolumbianischen Landschaft und aus der Sicht
geschichtlich gewachsener Tradition in
Deutschland, entstand der Wunsch zu mehr

DIALOG - AUSTAUSCH - BEGEGNUNG

Wir haben uns deshalb seit 1981 zusammen-
gefunden in einem
Deutsch-Kolumbianischen Freundeskreis.
Wir möchten zur Verständigung zwischen den
Völkern beitragen:

- Gemeinsamkeiten erkennen,
vertiefen und respektieren,
- Unterschiede wahrnehmen und akzeptieren,
- aber auch voneinander lernen.

Damit streben wir eine Bereicherung der Be-
ziehungen zwischen Kolumbien und der
Bundesrepublik Deutschland an.

Der Schwerpunkt unserer Arbeit:

- Kultur,
- Wissenschaft,
- Sozialwissen und
- Brauchtum

Die Mitgliedschaft steht allen Bürgern und
Institutionen offen, die sich mit den Zielen

des Vereins identifizieren. Sie ist weder an
Nationalitäten, Parteien oder Konfessionen
gebunden. Unser Leitsatz:

**"Frieden mehrern heißt,
voneinander lernen und
miteinander teilen"**

Herausgeber dieser "Mitteilungen" ist die
Zweigstelle Stuttgart des
Deutsch-Kolumbianischen Freundeskreises.
Verantwortlich im Sinne des Presserechtes ist Herr
Karl Kästle
Heinlesberg 8
70619 Stuttgart

"Kolumbien aktuell" versorgt die Freunde
dieses schönen und reizvollen Landes mit Infor-
mationen, die hier in Europa und/oder in Kolumbien
selbst geschrieben wurden, Meldungen und Be-
richte in anderen Medien, die den Tatsachen
nicht entsprechen, können so vielleicht besser
erkannt werden. Selbstverständlich freuen wir uns
über Zuschriften mit Zustimmung oder Kritik im
Falle eines Irrtums unsererseits. Für Übersetzungs-
fehler können wir keine Haftung übernehmen,
ebenso nicht für unverlangt eingesandte Texte.

Übernommene Publikationen, Meldungen
nationaler und internationaler Nachrichten-
agenturen oder namentlich gezeichnete
Beiträge geben nicht in jedem Falle die Ansicht
des "Freundeskreises" wider.

"Kolumbien aktuell"

erscheint viermal jährlich im
März, Juni, September sowie **Dezember**
"Kolumbien aktuell" wird an Nichtmitglieder
zum Selbstkostenpreis von DM 30,- p.a.
(einschließlich Porto) abgegeben.
Mitglieder erhalten "KA" kostenlos.

Redaktionsschluß

für das nächste Heft ist der
1. März 1995

Bankverbindung:

Karl Kästle, Konto 169868-700 beim
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)

Inhaltsverzeichnis

- | | |
|---|---|
| 1 "Ballet de Colombia" | 20 Die Menschenrechte werden brutal verletzt, |
| 4 "Patio Bonito" | ADVENIAT |
| 6 Die Kabinettsliste | 22 Schlauer als der Parasit, Dr. M. Elkin |
| 7 Staats- und Arbeitsbesuche lat. Staatsoberhäupter | Patarroyo |
| 8 Staats- und Arbeitsbesuche des Bundes-
präsidenten etc. in Lateinamerika | 25 Kokainschmuggel |
| 9 Ein Antipolitiker Bürgermeister von Bogotá | 26 Haft für Organhändler |
| 10 Samper gegen den Rauschgifthandel | 27 Gabriel García Márquez |
| 11 En Tuluá ocurren cosas extrañas | 31 Fernando Botero |
| 13 Eine Oase aus dem Nichts | 33 Ferrocarril en Colombia |
| 14 Krankes Land auf dem Wege der Genesung | 34 Mit deutschen Flugzeugen in Kolumbien |
| 17 "El Rastrillo", por los niños | 35 Von Chiquinquirá nach Chichicastenango |
| 19 Iglesia Católica demanda más atención
para desplazados | 36 Vulkan speit Gold |
| | 37 Tips für Neuankömmlinge |
| | 38 Wo Fußballclubs Geld reinwaschen |
| | 39 Kaffee |

Deutsch-Kolumbianischer Freundeskreis e.V.

Dezember 1994

Liebe Freunde Kolumbiens!

Das Jahr 1994 geht seinem Ende entgegen. Deshalb gestatten Sie mir noch einen kurzen Rückblick, ehe Sie sich in die Ihnen vorliegende 24. Ausgabe von "Kolumbien aktuell" vertiefen.

Neben den regionalen Veranstaltungen, auf die in den Mitteilungen der einzelnen Niederlassungen hingewiesen wurde, gab es in diesem Jahr auch einige Ereignisse, an denen DKF-Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen:

vom 25.03. bis zum 25.04. fand die von Herrn Kästle organisierte Gruppenflugreise 1994 statt, die nach Kolumbien, Guatemala und Costa Rica führte,
vom 24.06. bis zum 26.06. trafen wir uns zur Jahreshauptversammlung in Augsburg,
vom 11.11. bis zum 13.11. gab es dann wieder unser Kolumbien-Wochenende auf der Schönburg. Unter Herrn Kästles Regie lief diese Veranstaltung wie immer hervorragend ab.

Von weiterem Interesse waren in diesem Jahr:

im Mai die Wahl des neuen Präsidenten von Kolumbien, Dr. Ernesto Samper,
im September die Ausstellung von Fotografien aus Kolumbien im IBERO-CLUB in Bonn, musikalisch umrahmt von Angehörigen der Botschaft von Kolumbien,
im Oktober die Auftritte des Ballet de Colombia in mehreren Städten,
im November die ADVENIAT-Eröffnung mit dem Thema Kolumbien in Osnabrück.

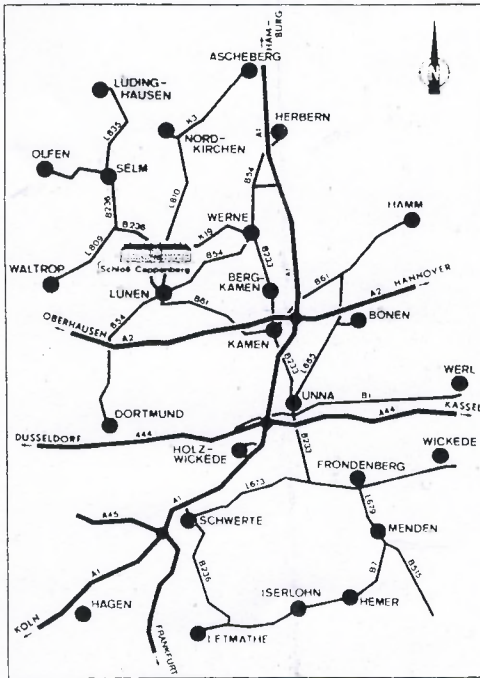
Weiterhin zu erwähnen ist noch die hervorragende Zusammenarbeit mit unserer Schwestergesellschaft CIRCA in Bogotá, die sich in Kolumbien inzwischen zu einer beachteten Gruppierung entwickelte. Ihr verdanken wir auch den Kontakt zu mehreren ehemaligen Lehrern des Colegio Andino, die - jetzt wieder in Deutschland lebend - Mitglieder unseres Freundeskreises wurden.

Von einem weiteren neuen Mitglied, Herrn K. Müller-Leiendecker, Bremen, erhielt ich soeben einen Hinweis auf eine Ausstellung, die sehr interessant zu sein verspricht. Näheres finden Sie auf der Rückseite dieses Blattes.

Nun bleibt mir nur noch, uns allen ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Jahr 1995 zu wünschen. Spätestens im Mai 1995 werden wir uns in hoffentlich wieder großer Zahl zur Mitgliederversammlung in Münster/Westf. treffen.

J. Raudke-Kerling

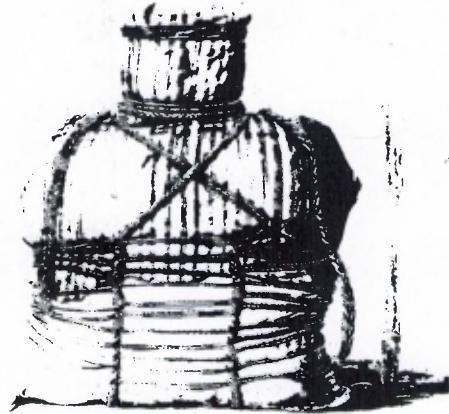
Öffnungszeiten:
 Dienstag - Sonntag 10.00 Uhr - 17.00 Uhr
 Katalog zur Ausstellung: 25,00 DM
 Der Eintritt ist frei.
 Telefon (0 23 06) 7 11 70
 während der Öffnungszeiten



Motiv: Mumienbündel aus dem Totenfeld von Ancón
 Umweltschonend - zu 100% aus Altpapier

SPURENSUCHE

Zwei Erdwissenschaftler im
 Südamerika des 19. Jahrhunderts



8. Dezember 1994 - 26. Februar 1995

Geschlossen vom

24. Dezember 1994 bis 1. Januar 1995

Schloß Cappenberg, 59379 Selm-Cappenberg



Im Jahr 1868 brachen die deutschen Forscher Alphons Stübel und Wilhelm Reiss nach Hawaii auf, um dort die Vulkane zu erforschen. Auf der Hinreise war ein kurzer Abstecher nach Südamerika geplant. Doch die Faszination der Anden ließ sie bald ihr ursprüngliches Reiseziel vergessen. Hawaii erreichten sie nie. Aus einigen Wochen wurde fast ein Jahrzehnt, aus dem kurzen Abstecher „die gründlichste und ergebnisreichste Forschungsreise in der ganzen amerikanischen Entdeckungsgeschichte“.

Als Vulkanologen kamen sie nach Südamerika, als Archäologen, Ethnologen, Geographen und passionierte Fotosammler verließen sie den Kontinent. Das umfangreiche Material, das die beiden Forscher während ihrer neunjährigen Reise zusammenbrachten, umfaßt zahlreiche Landschaftszeichnungen, Ölgemälde, Karten, Fotografien, präkolumbische Gäberfunde und Erzeugnisse indianischer (Kunst)-Handwerks.

In ihren ersten Reisejahren bestiegen sie fast alle Vulkane Ecuadors und Kolumbiens, unermüdlich messend, sammelnd, beobachtend und zeichnend. Doch dann wandten sie sich auch anderen Bereichen zu. Sie widmeten sich astronomischen und meteorologischen Messungen, legten zoologische, ethnographische und archäologische Sammlungen an. Bemerkenswert ist die mehr als 2000 Fotografien umfassende Sammlung, die sie nach und nach während ihrer Reise zusam-

mentrugen. Aufnahmen von Menschen, Städten und Landschaften vermitteln in der Ausstellung auf Schloß Cappenberg ein umfassendes Bild von Südamerika im 19. Jahrhundert.

Stübel und Reiss betätigten sich auch als Archäologen, führten selbst Ausgrabungen in dem Gräberfeld von Ancón in Peru aus. Sie förderten eine reiche Ausbeute an Mumien, Textilien, Gerätschaften, Keramiken und Schmuck zutage, die dort zum Teil über tausend Jahre lagerten. Von diesen Fundstücken ließen sie in Deutschland von akademischen Künstlern Farbaquarelle anfertigen. Diese Farbtafeln werden neben einigen originalen Fundstücken in der Ausstellung auf Schloß Cappenberg zu sehen sein.

Abenteuerlust, Wagemut und Hartnäckigkeit, die bereits an Besessenheit grenzen, kennzeichnen ihre Unternehmungen. Doch ohne diese Besessenheit wäre es wahrscheinlich nicht zu einer so umfangreichen und bedeutenden Sammlung gekommen, von deren Ausmaß und Komplexität in dieser Ausstellung nur ein kleiner Eindruck vermittelt werden kann. Ein großer Teil des Nachlasses befindet sich im Leipziger Institut für Länderkunde und wird nun auf Schloß Cappenberg erstmals einer großen Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Eine Ausstellung des Kreises Unna und des Lateinamerika-Zentrums der Universität Münster in Zusammenarbeit mit dem Institut für Länderkunde, Leipzig, und der Arbeitsstelle Forschungstransfer der Universität Münster.

6. 10. 1994

Stuttgarter Wochenblatt

STUTTGARTER ZEITUNG

Samstag, 15. Oktober 1994

Am 12. Oktober

„Ballette de Colombia“ im Kolpinghaus

Kein anderes Ballett Kolumbiens kann mit Auszeichnungen und Prämien aus aller Welt aufwarten, als das „Ballette de Colombia“ unter der Leitung von Sonia Osorio. Die erfolgreiche Truppe gastiert am kommenden Mittwoch, 12. Oktober um 20 Uhr im Kolpinghaus in der Heusteigstraße 66.

Karten für diesen spektakulären Abend gibt es beim Deutsch-Kolumbianischen Freundeskreis e.V., Zweigstelle Stuttgart, Karl Kästle, Heinlesberg 8, 70619 Stuttgart, Telefon: 0711/ 47 54 46 oder an der Abendkasse. Der Eintritt kostet 20 Mark, Saalöffnung am 12. Oktober ist um 19 Uhr. Das Kolpinghaus ist sehr gut erreichbar mit der Straßenbahn Linie 1 bzw. 14 bis Österreichischer Platz. rea

Wirbeln, stampfen

Kolumbianische Tänze

Es ist schon erstaunlich, wie viele Kolumbianer in Stuttgart wohnen. Jedenfalls war, als der deutsch-kolumbianische Freundeskreis zum Auftritt des Ballet Nacional de Colombia ins Kolpinghaus lud, die Hauptsprache im Saal spanisch. Die 23köpfige Truppe wird von der Choreographin Sonia Osorio geleitet, die sie auch vor 28 Jahren gründete.

Die Tänze der indianischen Ureinwohner sind nur noch als Grundierung und mit einigen Kultzeremonien in der Folklore Kolumbiens vorhanden. Die wird nun wesentlich von der Kultur ihrer spanischen Eroberer bestimmt. Das verleiht ihr eine große, stilistische Spannweite, derer sich die Damen und Herren der Truppe so gut gelaunt wie professionell annehmen. Selbst auf der beengten Behelfsbühne direkt vor den Zuschauern wirkten ihre Darbietungen frisch und unbekümmert, als bestünde nicht die Gefahr, durch einen Fehltritt oder -griff gefährliche Karambolagen zu verursachen. So wirbeln, hüpfen und stampfen sie in farbenprächtigen Kostümen, wenn sie denn schon nennenswerte tragen, ihre Joropo, Abozao und Pasillo durch den Saal, von neun Musikern mit Gitarren und Bongos angefeuert.

Und wenn sie „El Mapalé“ als „erotischsten Tanz Kolumbiens“ ankündigen, in dem sich die Fischer und ihre Frauen nach des Tagesmühen ins Delirium rasen, dann halten sie dieses Versprechen auch – und wie. Aus diesem Stromstoß könnten andere Ensembles ihren Erotikbedarf mehrerer Jahre speisen. Bernd Krause

JUEVES 20 DE OCTUBRE DE 1994/EL TIEMPO

Ballet de gira



EL BALLE DE COLOMBIA, que dirige Sonia Osorio, se encuentra de gira por Europa en donde tendrá una temporada de cerca de un mes en las principales ciudades alemanas. Para el viaje se vincularon empresas privadas como Avianca, el ministerio de Relaciones Exteriores, la Corporación Nacional de Turismo, la Flota Mercante y Colcultura.



SONIA OSORIO
DIRECTORA

CALLE 78 N° 5-50 AP 12-04 TEL. 248 24 86 FAX 211 37 54

"Ballet de Colombia"

La aventura de un gran espectáculo

Una osadía bien difícil fue, en un tiempo tan corto de preparación (4 semanas) especialmente en el mes de vacaciones Agosto, poder arrendar un salón de fiestas para el 7 de septiembre. Siempre recibía como consuelo la información que el gerente estaba en vacaciones y regresaría en 14 días y entonces se podría firmar el contrato. Igual de difícil fue encontrar una persona que sirviera de fiador en caso que el concierto no se realizara en la fecha planeada.

El **Kolpinghaus** Stuttgart me sacó del aprieto y puso a su disposición el salón de fiestas, queremos agradecer posteriormente por este gesto de amabilidad. Los preparativos para el espectáculo estaban en pleno furor. La pesadilla de un organizador llegó, la presentación de los artistas colombianos tuvo que posponerse en corto tiempo, ellos se podrían presentar sólo un mes más tarde.

- El contrato con el **Kolpinghaus** ya estaba firmado
- Alojamiento para 40 personas
- La recepción en la alcaldía de Stuttgart también ya estaba organizada
- Igualmente la invitación para el museo de Mercedes-Benz con la comida respectiva
- 200 invitaciones a los miembros del DKF así como a invitados especiales
- Las boletas de entrada ya estaban impresas, y..., y..., y...

Sudor de angustia en mi frente, **HAY QUE CAMBIAR TODO**, esperaba que el resto de gastos causados por posponer el espectáculo se mantuviesen en límites. Afortunadamente no nos cobraron nada por no haber utilizado el salón del **Kolpinghaus** el 7.9.94.

Teniendo en cuenta estos riesgos y pensando en otra posible pospuesta de la presentación, decidimos optar por el menor riesgo y optamos por el salón del **Kolpinghaus**. No era un salón con mucha pompa y lujo, nó, es un salón con el cual se puede identificar el DKF, típico Suabio/Colombiano, es decir acogedor y sencillo con posibilidad y necesidad de improvisación.

El 12 de Octubre, "Día de la Raza" ó "Día de la Hispanidad", se reunieron aprox. 400 amigos del folklore latinoamericano que evidente y principalmente querían "sentir y vivir" las bailarinas y bailarines del **Ballet de Colombia**, dirigido por Sonia Osorio.

Fue posible saludar especialmente entre los invitados esa noche a:

- Vicecónsul de Colombia, Sra. Stella Luz Sotelo de García
- Vicecónsul de México, Sra. Dra. Imelda Ortiz
- Sr. Hubert Götz, Presidente de la asociación **Kolpinghaus** en Stuttgart
- Prensa, representada por el **Stuttgarter Zeitung**

Un agradecimiento especial quiero darle a mi suplente Sr. Reynaldo Peña y esposa Sra. Sabine Traub, sin la ayuda de ellos algunas cosas no hubieran sido posibles. Gracias también a la oficina pública de cultura de la ciudad **Stuttgart** por su extensa ayuda así como la recepción ofrecida por el 1er alcalde, Sr. Dr. Gerhard Lang. Igualmente la visita del **Museo Automovilístico de Mercedes-Benz** dejó una impresión grande entre los miembros del Ballet, así como la comida en el casino para empleados en **Mercedes-Benz** en Stuttgart, Untertürkheim.

Ningún otro Ballet de Colombia ha recibido tantos honores y premios en el mundo como el "Ballet de Colombia", el cual fue fundado hace más de 35 años por la Sra. Sonia Osorio. A continuación quiero mencionar alguno de estos reconocimientos:

- Trofeo Festival de la Caña de Azúcar de Cali
- Premio Festival de Verano, Rusia
- Premio Tercer Festival Int. Tarragona, España
- Distinción de Hungría, Francia, Italia, USA, Japón y Alemania

El periódico de Stuttgart, **Stuttgarter Zeitung**, escribió el 15.10.94, con motivo de la presentación en el salón del **Kolpinghaus** en Stuttgart, lo siguiente:

"A pesar de lo acosado de la tarima provisional, encima de los espectadores, se sintió un espectáculo fresco y sin preocupaciones como si no existiera el peligro de equivocarse y originar una carambola peligrosa debido a un paso mal dado. Así se presentaron en trajes muy vistosos bailando Joropo, Abozao y Pasillo animados por nueve músicos con guitarras y bongos. Y cuando anunciaron el Mapalé como el baile más exótico de Colombia, en el cual los pescadores con sus mujeres, después de los trabajos cotidianos, se dejan caer en el delirio; esta promesa fue cumplida y como que sí. Otros grupos artísticos podrían alimentar por varios años de esa fuente su demanda erótica "

Característico de esa noche, apertura del salón a las 7 p.m. (hora Alemana). Entraron los primeros, el salón estaba inicialmente desagradablemente frío y no reflejaba un lugar en el cual se pudiera desarrollar el calor latinoamericano.

Una espectadora simpática me dijo días más tarde, que ella no sabía que en Stuttgart hubiera una de esas casuchas viejas. Sin embargo cuando entraron las primeras bailarinas y bailarines a la tarima se desarrolló el ambiente al cual estaban esperando mucho de los espectadores. Realmente se puede decir, que en esa noche se reunieron ciudadanos cosmopolitas y tolerantes, especialmente se reunieron colombianos para quienes las pequeñas incomodidades no les fue impedimento.

- Un salón de fiestas, con un sutil recuerdo del pasado
- La disposición de las sillas no dejó espacio para temores de contacto, los vecinos estaban al alcance de la mano
- En vez de asientos confortables, en algunos casos confortables puestos de pie
- Una iluminación de antaño
- Micrófonos que al mismo tiempo servían de amplificador para la grabadora
- Autoservicio como reemplazo a camareros con vestimenta elegante
- En parte puestos de parqueo un poco lejanos, para quienes no quisieron o pudieron hacer uso del transporte público

Una comparación con ese espectáculo se me viene a la memoria:

"Una pintura esplendorosa con un marco no adecuado para ella"

Resumiendo puede decirse que fue un gran espectáculo el ofrecido en el salón del **Kolpinghaus** en Stuttgart por los casi 40 miembros del Ballet de Colombia, bajo la dirección de Sonia Osorio y con el conjunto vallenato Macondo, quienes nos raptaron para realizar un viaje por la historia de Colombia.

«Früher konnte ich es nicht ertragen, schmutzige Schuhe zu haben«, lacht Padre Héctor, fast knöcheltief im Schlamm stehend. Er hat gerade bei Doña Tránsito vorbeigeschaut, die zur Zeit ihre Hütte vermietet, um etwas Einkommen zu haben. Sie ist bis auf weiteres bei Nachbarn untergeschlupft. Niemand weiß, wann dieses Elendsviertel am Rande der Millionenstadt Bogotá in Kolumbien zwangsgeräumt wird. Es ist gesundheitlich ein Hochrisikogebiet, denn es wird regelmäßig vom Río Bogotá überschwemmt.

4

Der Fluß markiert stinkend von den eingeleiteten Abwässern der Hauptstadt, die Grenze der Stadtrandpfarrei »Patio Bonito«, das heißt »Hübscher Innenhof.« – »Unsere Pfarrei hat den zweifelhaften Ruf, daß sie im wahrsten Sinn des Wortes zum Himmel stinkt«, sagt Héctor, während er durch das Bruchbudenviertel stapft und von den Leuten herzlich begrüßt wird. Er bewegt sich in dieser Umgebung wie einer, der hier zu Hause, hier großgeworden ist.

Padre Héctor Arbelaez, ein junger Mann, der viel und laut lacht und jedermann damit ansteckt, wollte ursprünglich Medizin oder Psychologie studieren. Er entdeckte seine Berufung durch einen Zufallsaufenthalt im Priesterseminar. Seine wohl situierte Familie war damals wenig begeistert und ist es heute noch weniger, wenn er als »Revoluzzer-Priester« Schlagzeilen macht, weil er mit den Bürgerkomitees für Straßen, Schulen, Strom und Abwasserentsorgung kämpft. »Einmal haben mich die Leute nachts um 12 Uhr aus dem Bett geholt, weil die Polizei anrückte und sie von ihren (illegal besetzten) Grundstücken vertreiben wollte.« Padre Héctor ging hin, ermutigte zum Durchhalten und verhandelte mit der Polizei – erfolgreich.

160 000 Menschen, darunter 23 000 Schulkinder, gehören zur Pfarrei von Patio Bonito: Sie

Eine Pfarrei, die zum Himmel stinkt

Padre Héctors Kampf gegen Elend, Gewalt und Verzweiflung in Kolumbien



Padre Héctors Gemeinde sorgt sich um die Schwächsten. Kinderarbeit ist an der Tagesordnung, eine Sozialhelferin kennt die Not in den Familien.

reicht von den Innenvierteln, wo es vielen gelang, Besitztitel zu erwerben und sich feste Häuser zu bauen, bis zu den Randgebieten, wo Doña Tránsito wohnt. Die Trabantenstadt verdankt ihr Entstehen fortdauernden Landbesetzungen. Die Besetzer kommen aus ganz Kolumbien auf der Flucht vor Armut und Gewalt, in

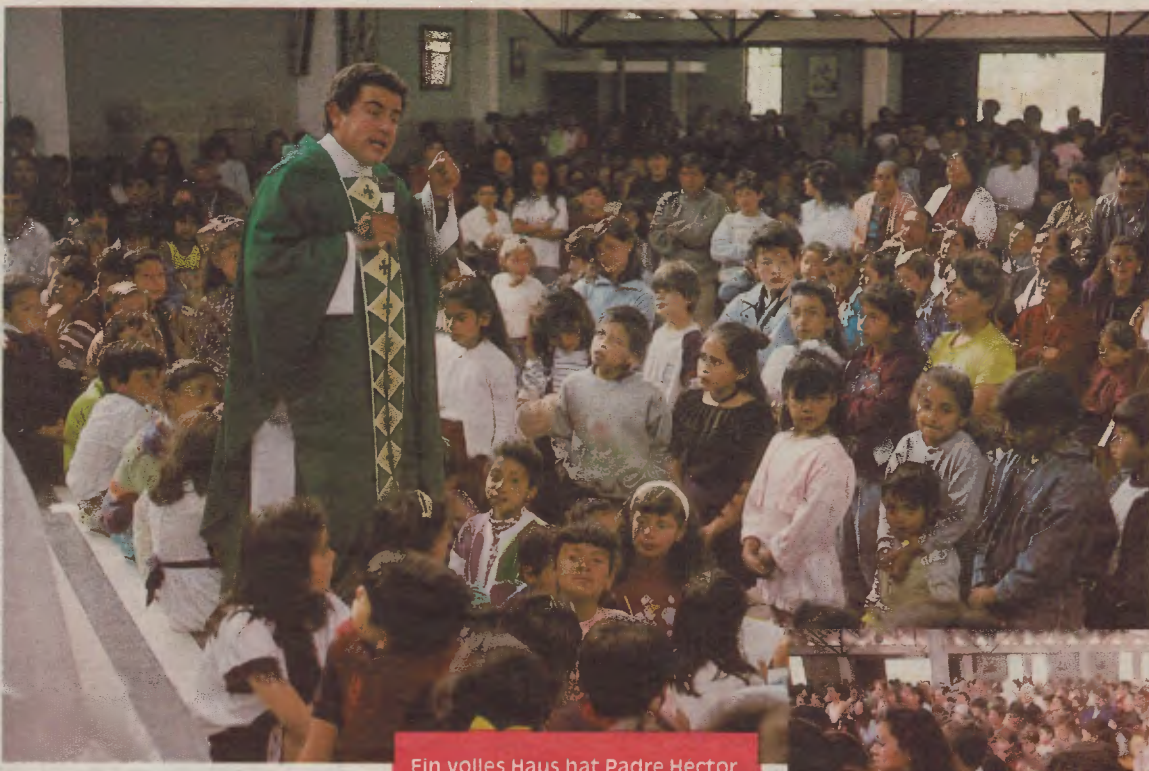
der Hoffnung auf Wohnung und Arbeit. Zum Beispiel auf dem nahe Großmarkt Corabastos, dem »Bauch von Bogotá«. Doch viele bleiben arbeitslos. Schnelles Geld durch Drogenhandel lockt, der Drogenkonsum wird leichtgemacht. Killerbanden und Kriminelle machen Patio Bonito unsicher. Gruppen der Selbstjustiz töten in sogenannten »Säuberungsaktionen« Räuber, Diebe und Drogenabhängige, weil die Polizei versagt. Der soziale Zerfall ist unübersehbar. Deshalb wollen viele weg: »aber für sechs Familien, die wegziehen, kommen zwölf neue.

Was Padre Héctor in Wut ver setzt, ist die Prostitution, vor allem weil sie vor Kindern – man-

nicht haltmacht: »Manch wissen die Eltern nichts d die Kinder verkaufen sich Süßigkeiten, für 20 Pfennig man mir von einem elf Jahre Mädchen erzählte. Es gibt Fa entragödien, wenn ein schwanger wird, manche st bei Abtreibungsversuchen. dre Héctor, vor sechs Jahre weiht, seit fünf Jahren P dort, hat es geschafft, daß Bordelle geschlossen wur aber es gibt immer noch 60 im Großmarkt arbeitet, be oft schon um 2 Uhr morgen wird gegen Mittag ausge Nicht wenige bringen das dann beim Spielen, Trinker in Bordellen durch. »Als größte Bordell geschlossen de – es hatte vier Stockwerk haben wir gefeiert. Die Leut ren so glücklich, daß sie d waren.« – »Ging das dem bungslos?« – »Es gab Drohu klar«, sagte Padre Héctor. A ist inzwischen einiges gewo

Einmal kam einer ins haus mit zitternden Händen dre, ich will beichten, ich ha rade jemanden umgebracht er acht Tage im Amt war, » sie mir einen Toten im Sac die Tür. Offenbar gab es nie den, der einen Sarg für ihn k wollte, und der Padre soll eben um alles kümmern.« mal rotteten sich Leute zu men, nachdem die Polizei Verkaufsstände rund um di che abgeräumt und beha hatte, der Padre habe das v laßt. Sie rückten mit Messe und schrien: »Cura, te mata («Pfarrer, wir töten Dich»). Jugendliche kamen zu s Verteidigung. Guillermo, 1 re, Lastenträger im Mark einer von ihnen. Er verbringt Nachmittage und Wochene in der Pfarrei, mit Jugend pen, als Lektor und Kateche Kinder auf die Erstkomm vorzubereiten. Er hat kr Muskeln und bot sich dem als Leibwächter an ...

50 junge Katecheten sind engsten Helfer von Padre Héctor sie bereiten unter anderen die Sakramente vor. »Beim ten Weihnachtsfest hatte 1200 Erstkommunikanten dre Héctor legt viel Wert a Jugendarbeit, und hat manchen Jugendlichen vo Straße geholt. »Was habe nur mit meinem Junge macht?«, fragen überglück Mütter, die schlaflose N hinter sich haben, aus Sor ihre Kinder. Die Jugendgr kümmern sich unter an



nicht getauft?« – Die Frage ist notwendig, denn viele lassen kranke Kinder immer wieder taufen – als Medizin, sozusagen ...

Aberglaube, religiöse Unwissenheit, die schwierigen sozialen Verhältnisse der aus allen Teilen Kolumbiens zusammengewürfelten Bevölkerung machen die Pastoral nicht leicht für Padre Héctor. Aber er ist ein unverweigerter Optimist und findet immer einen Ausweg – selbst wenn er in der Karwoche zehn Stunden Beichte hört und dann einfach nicht mehr sitzen kann: »Dann mache ich eben im Stehen weiter. Viele Leute waren zwanzig Jahre und mehr nicht mehr beichten, da brauchen sie einen Beichtvater, der standfest ist und Zeit

Ein volles Haus hat Padre Hector, wenn er zum Gottesdienst einlädt. »man gibt sich den Leuten hin, weil man sie liebt, und die Leute erwidern das«, sagt der Priester.

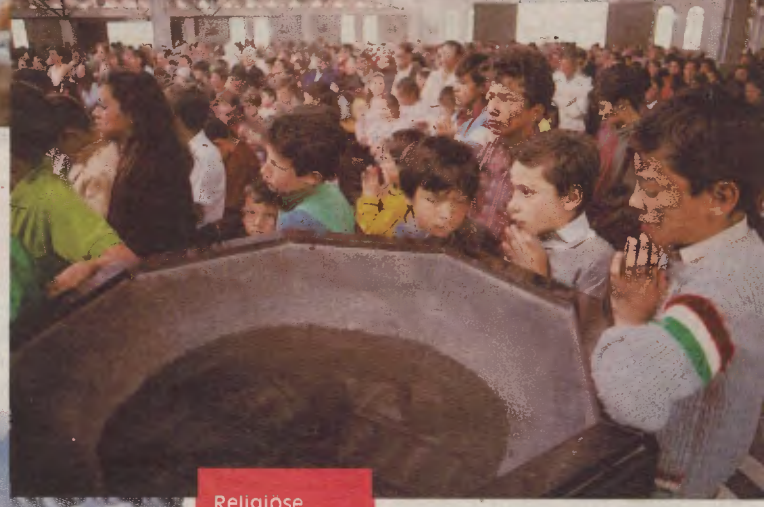
um über 100 alte Leute wie Doña Tránsito. Sie sammeln und verkaufen verwertbaren Müll, um die Alten beschenken zu können und mit ihnen Feste zu feiern. Die Jugendgruppen sollen dazu beitragen, daß die Kinder nach der Erstkommunion in die Gemeinde hineinwachsen.

Die Gemeinde ist in der Zeit mit Padre Héctor aufgewacht. »Die Leute haben keine Wurzeln, aber religiöse Sehnsucht«, sagt er. Nicht nur füllt sich die Kirche Sonntag für Sonntag mehr, so daß die Leute bei allen Messen bis auf die Straße hinaus stehen, sondern sie machen auch mit. Alle vier Wochen werden in der Aktion »Pan compartido« (»Geteiltes Brot«) Lebensmittel für 300 Familien gesammelt, und als die von Adveniat mitfinanzierte Kirche innen ausbrannte (vermutlich durch Brandstiftung), legte die ganze Gemeinde bei der Schadensbeseitigung Hand an. »An freiwilligen Helfern fehlt es nie«, sagt Héctor, »man muß die Leute nur ansprechen«.

Es gibt eine Kinderkrippe für die Babys alleinstehender und berufstätiger Mütter, vier Vinzentiner-Schwestern kümmern sich um das Nähen von Schuhen in Heimarbeit, um Kurse, in denen man unter anderem Schneider, Frisieren und Weben lernen kann. Ärztliche Betreuung gibt es im Gesundheitsposten zum Niedrigpreis. Daß Leib- und Seelsorge für Padre Héctor gleichermaßen zusammengehören, wird spätestens in den überfüllten, lebendigen Gottesdiensten deutlich. Da machen die Kinder be-



Religiöse Sehnsucht ist ausgeprägt bei Jung und Alt in »Patio Bonido«. Zehn Stunden Beichthören in der Karwoche nimmt Padre Hector auf sich.



für sie hat. Was macht dem jungen Priester Mut in dieser Lage? »Die Kinder, die Jugendgruppen, das gibt mir Kraft.« Und dann ist da noch etwas: »Man gibt sich den Leuten hin, weil man sie liebt, und die Leute erwidern das ...«

Maria-Christine Zauzich

Not macht erfinderisch: Zu Fuß oder auch zu dritt auf dem Moped kommen Paters Schäfchen zum Zentrum der kolumbianischen Stadtrandgemeinde.

geistert mit, aufmerksam hören die Erwachsenen zu, beteiligen sich an der Dialogpredigt. Zum Friedensgruß will jeder den Padre anfassen. Die Zuneigung ist spontan und spürbar.

Mittags, in die Barackenkirche nahe dem stinkenden Bogotáfluß, kommen auch Hochlandbauern: die Frauen haben Zöpfe und tragen schwarze, runde Hüte. Nach der Messe kommt eine Mutter angerannt und bittet um die Nottaufe für ihr Kind, das seit Wochen Durchfall hat. »Ist es auch wirklich noch



Die Kabinettsliste von

- | | |
|--|--------------------------------|
| 1. Präsident: | Ernesto Samper |
| 2. Landwirtschaftsminister: | Antonio Hernandez Gamarra |
| 3. Kommunikationsminister: | Armando Benedetti |
| 4. Außenhandelsminister: | Daniel Mazuera Gomez |
| 5. Verteidigungsminister: | Fernando Botero Zea |
| 6. Minister für Entwicklung: | Rodrigo Marin Bernal |
| 7. Bildungsminister: | Arturo Sarabia Better |
| 8. Innenminister: | Horacio Serpa Uribe |
| 9. Finanzminister: | Guillermo Perry Rubio |
| 10. Justizminister: | Nestor Humberto Martinez Neira |
| 11. Minister für
Bergbau und Energie: | Jorge Eduardo Cock |
| 12. Umweltministerin: | Cecilia Lopez Montano |
| 13. Verkehrsminister: | Juan Gomez Martinez |
| 14. Außenminister: | Rodrigo Pardo |
| 15. Minister für Gesundheit: | Alonso Gomez |
| 16. Ministerin für Arbeit: | Maria Sol Navia |

Bogota, August 1994



GAVIRIA Y SAMPER se reencontrarán el jueves, durante el acto de posesión de aquel como nuevo secretario de la OEA.



ERNESTO SAMPER PIZANO, presidente de la República.



GUILLERMO PERRY, ministro de Hacienda.



RODRIGO PARDO, canciller.

3.9 Staats- und Arbeitsbesuche lateinamerikanischer Staatsoberhäupter, Premierminister und Außenminister in Deutschland

26.05.-21.05.	1954	Argentinien	AM Jerónimo Morales
15.01.-17.01.	1956	Brasilien	Kubitschek de Oliveira
29.10.-30.10.	1956	Costa Rica	Figueres Ferrer
09.11.-12.11.	1956	Venezuela	AM Loreto Arisuedi
03.03.-06.03.	1960	Peru	Manuel Prado
27.06.-01.07.	1960	Argentinien	Arturo Frondizi
20.04.-27.04.	1961	Guatemala	AM Unda Murillo
10.02.-12.02.	1963	Dom. Rep.	Juan Bosch
05.04.-07.04.	1963	Mexiko	Lopez Mateos
30.11.-09.12.	1963	Paraguay	AM Sapena Pastor
19.07.-22.07.	1965	Chile	Eduardo Frei
	1965	Bolivien	AM Zenteno Anaya
18.12.-22.12.	1966	Brasilien	Marschall da Costa é Silva
November	1967	Venezuela	AM Briceño
05.09.-09.09.	1968	Panama	Arnulfo Arias
09.07.-14.07.	1969	Trinidad	PM Eric Williams
13.12.-16.12.	1970	Venezuela	AM Calvani
23.07.-26.07.	1971	Panama	Demetrio Lakas
15.09.-18.09.	1971	Peru	AM Mercado Jarrin
	1971	Panama	AM Juan Antonio Tack
September	1972	Costa Rica	AM Facio Segreda
20.07.-23.07.	1973	Paraguay	Alfredo Stroessner
12.10.-16.10.	1973	El Salvador	AM Borgonovo Pohl
06.02.-08.02.	1974	Mexiko	Luis Echeverría Alvarez
November	1974	Trinidad	PM Eric Williams
26.09.-27.09.	1974	Peru	MP Mercado Jarrin
	1977	Bolivien	AM Adriázola Valda
10.10.-12.10.	1977	Panama	Regierungschef General Torrijos
	1978	Brasilien	Geisel
05.03.-10.03.	1978	Bahamas	MP Pindling
21.05.-02.06.	1979	Kuba	AM Malmiercas
16.09.-18.09.	1979	Chile	AM Cubillas Sallato
19.05.-22.05.	1980	Mexiko	Lopez Portillo
28.05.-31.05.	1980	Brasilien	AM Guerreiro
28.08.-30.08.	1980	Nicaragua	AM d'Escoto Brockmann
	1980	Bahamas	Generalgouverneur Cash

22.02.-25.02.	1981	Costa Rica	AM Niehaus Quesada
März	1981	Nicaragua	AM d'Escoto Brockmann
17.05.-19.05.	1981	Brasilien	Figueredo
August	1981	Bahamas	MP Pindling
18.11.-20.11.	1981	El Salvador	AM Chávez Mena
06.12.-10.12.	1982	Venezuela	AM Zambrano Velasco
	1982	Peru	MP Manuel Ulloa
19.09.-21.09.	1983	Honduras	AM Paz Barnica
31.10.-03.11.	1983	El Salvador	AM Chávez Mena
	1983	Kuba	AM Malmiercas
13.03.-15.03.	1984	Mexiko	AM Sepúlveda Amor
16.05.-19.05.	1984	Haiti	AM Jean-Robert Estimé
04.06.-06.06.	1984	Costa Rica	Luis Alberto Monge Alvarez
16.07.-19.7.	1984	El Salvador	José Napoleón Duarte
18.06.-20.06.	1985	Mexiko	Miguel de la Madrid
22.07.-26.07.	1985	Uruguay	AM Enrique V. Iglesias
15.09.-18.09.	1985	Argentinien	Raul Alfonsín
17.11.-18.11.	1985	Costa Rica	AM José Cutiérréz
01.03.-02.03.	1986	Haiti	AM Latortue
13.03.	1986	Paraguay	AM Carlos A. Saldívar
27.07.-28.07.	1986	Uruguay	AM Enrique V. Iglesias
23.07.-26.07.	1986	Argentinien	AM Mario Caputo
11.10.-15.10.	1986	Guatemala	Arévalo
Dezember	1986	El Salvador	AM Acevedo Peralta
31.01.-03.02.	1987	Costa Rica	AM Madrigal Nieto
25.05.-28.05.	1987	Costa Rica	Arias Sánchez
05.07.-12.07.	1987	El Salvador	Napoleón Duarte
20.07.-25.07.	1987	Uruguay	Julio M. Sanguinetti
Dezember	1987	Uruguay	AM Enrique V. Iglesias
28.02.-29.02.	1988	Costa Rica	AM Madrigal Nieto
Februar	1988	Nicaragua	AM d'Escoto Brockmann
April	1988	Honduras	AM López Contreras
02.03.-04.03.	1988	Kolumbien	AM Londoño Paredes
September	1988	Trinidad	PM Robinson
November	1988	Uruguay	Julio M. Sanguinetti
November	1988	Honduras	AM López Contreras
14.11.-16.11.	1988	Guyana	AM Jackson
23.11.-26.11.	1988	Argentinien	Raul Alfonsín
19.01.-20.01.	1989	Venezuela	Andrés Pérez
17.04.-19.04.	1989	Peru	AM Larco Cox
30.01.	1990	Mexiko	Salinas de Gortari
01.02.-03.02.	1990	Brasilien	Collor
27.06.-03.07.	1990	Costa Rica	AM Niehaus Quesada

07. 02.-08. 02.	1990	Argentinien	AM Domingo Cavallo
23. 02.-26. 02.	1990	Ecuador	AM Diego Cordovez
19. 02.-22. 02.	1991	Nicaragua	Violeta Barrios de Chamorro
19. 04.-21. 04.	1991	Mexiko	AM Solana
31. 05.-01. 06.	1991	Venezuela	Andrés Pérez
08. 07.-09. 07.	1991	Brasilien	AM Rezek
24. 07.-26. 07.	1991	Costa Rica	AM Niehaus Queseda
29. 06.-02. 07.	1991	Mexiko	Salinas de Gortari
Juli	1991	Kolumbien	AM Jaramillo Correa
November	1991	Uruguay	AM Héctor G. Espiell
23. 04.-25. 04.	1991	Chile	Patricio Aylwin
08. 04.-11. 04.	1991	Argentinien	Saul Menem
29. 03.-31. 03.	1992	El Salvador	AM Pacas Castro
12. 05.	1992	Mexiko	AM Solana
30. 09.-04. 10.	1992	Argentinien	Saul Menem
30. 09.-07. 10.	1992	Bolivien	AM MacLean Abaroa
09. 02.-11. 02.	1992	Peru	AM Blacker Miller
21. 01.-26. 01.	1993	Costa Rica	Calderon Fournier
28. 04.-30. 04.	1993	Kolumbien	AM Sanín de Rubio
27. 03.-02. 04.	1993	Bolivien	Paz Zamora
28. 04.-29. 04.	1993	Mexiko	AM Solana

3.8 Staats- und Arbeitsbesuche des Bundespräsidenten, des Bundeskanzlers und des Bundesaußenministers in Lateinamerika

	1960	Mexiko	AM von Brentano				
28. 08.-02. 09.	1960	Brasilien	AM von Brentano				
	1960	Chile	AM Schröder				
	1963	Mexiko	AM Schröder				
24. 04.-29. 04.	1964	Peru	BPräs. Lübke				
29. 04.-04. 05.	1964	Chile	BPräs. Lübke				
04. 05.-07. 05.	1964	Argentinien	BPräs. Lübke				
07. 05.-14. 05.	1964	Brasilien	BPräs. Lübke				
22. 11.-28. 11.	1966	Mexiko	BPräs. Lübke				
24. 10.-26. 10.	1968	Brasilien	AM Brandt				
Oktober	1968	Uruguay	AM Brandt				
	1968	Chile	AM Brandt				
	1968	Argentinien	AM Brandt				
	1970	Guatemala	AM Scheel				
22. 03.-25. 03.	1971	Venezuela	BPräs. Heinemann				
25. 03.-29. 03.	1971	Kolumbien	BPräs. Heinemann				
29. 03.-31. 03.	1971	Ecuador	BPräs. Heinemann				
22. 04.-25. 04.	1971	Brasilien	AM Scheel	28. 09.-30. 09.	1984	Costa Rica	AM Genscher
	1971	Bolivien	AM Scheel	10. 03.-13. 03.	1985	Uruguay	AM Genscher
	1971	Peru	AM Scheel	13. 03.-16. 03.	1985	Brasilien	AM Genscher
17. 11.-20. 11.	1975	Brasilien	AM Genscher	15. 03.-16. 03.	1987	Brasilien	BPräs. von Weizsäcke
21. 11.-23. 11.	1975	Venezuela	AM Genscher	20. 03.-25. 03.	1987	Bolivien	BPräs. von Weizsäcke
	1975	Peru	AM Genscher	07. 04.-08. 04.	1987	Venezuela	AM Genscher
05. 06.-06. 06.	1977	Bahamas	BPräs. Scheel	09. 04.-12. 04.	1987	Costa Rica	AM Genscher
06. 06.-09. 06.	1977	Costa Rica	BPräs. Scheel	13. 04.	1987	El Salvador	AM Genscher
09. 06.-15. 06.	1977	Mexiko	BPräs. Scheel	16. 03.-20. 03.	1987	Argentinien	BPräs. von Weizsäcke
	1978	Bahamas	BK Schmidt	25. 03.-29. 03.	1987	Guatemala	BPräs. von Weizsäcke
03. 04.-07. 04.	1979	Brasilien	BK Schmidt	19. 10.-22. 10.	1991	Chile	BK Kohl
08. 04.-10. 04.	1979	Peru	BK Schmidt	22. 10.-29. 10.	1991	Brasilien	BK Kohl
11. 07.-13. 07.	1979	Dom. Rep.	BK Schmidt	22. 11.-29. 11.	1992	Mexiko	BPräs. von Weizsäcke
04. 08.-05. 08.	1981	Costa Rica	AM Genscher	16. 01.-22. 01.	1993	Chile	BPräs. von Weizsäcke
04. 04.-10. 04.	1982	Brasilien	BPräs. Carstens		1993	Ecuador	BPräs. von Weizsäcke
10. 04.-14. 04.	1982	Jamaika	BPräs. Carstens	05. 10.-11. 10.	1993	Argentinien	AM Kinkel
30. 09.-03. 10.	1983	Costa Rica	AM Genscher	07. 10.	1993	Brasilien	AM Kinkel
14. 04.-19. 04.	1984	Argentinien	AM Genscher	08. 10.-10. 10.	1993	Argentinien	AM Kinkel
04. 07.-08. 07.	1984	Mexiko	BK Kohl	01. 11.-05. 11.	1993	Chile	BPräs. von Weizsäcke
08. 07.-12. 07.	1984	Argentinien	BK Kohl	05. 11.-10. 11.	1993	Ecuador	BPräs. von Weizsäcke

Die Wahl eines exzentrischen Professors als Antwort auf die politische Apathie

Ein Antipolitiker Bürgermeister von Bogotá

Die regierende Liberale Partei von Präsident Samper hat zwar, wie gemeldet, in den kolumbischen Regional- und Gemeindewahlen vom 30. Oktober eine Mehrheit der Gouverneursposten behaupten können, sie hat aber in den meisten Grossstädten – vor allem Bogotá, Medellín, Cali und Barranquilla – verloren. Besonders bemerkenswert ist das Resultat in der Hauptstadt.

bli. Bogotá, Anfang November

Der 42jährige Philosophieprofessor und frühere Rektor der Universidad Nacional von Bogotá ist der perfekte Antipolitiker. Wenn *Antanas Mockus*, Sohn litauischer Einwanderer, sein Wahlprogramm erklärt, versteht ihn fast niemand, aber trotzdem mögen ihn fast alle. Durchaus den Prognosen entsprechend, liess er in den Bürgermeisterwahlen seinen liberalen Konkurrenten deutlich zurück.

Götz beim Wort genommen

Wenn Mockus will, kann er aber auch handfest agieren: So zeigte er, als Rektor der grössten Universität Kolumbiens, vor Jahresfrist einer Schar pfeifender Studenten den nackten Hintern. Das kostete ihn das Amt, weil seine deftige Wiedergabe des Götz-Zitats zufällig gefilmt wurde, liess ihn aber über Nacht im ganzen Land bekannt werden. Der neugewonnenen Popularität tat keinen Abbruch, dass er früher einmal auf johlende Studenten gepinkelt und an einer Rektorenkonferenz nur mit Badehose und Krawatte bekleidet teilgenommen hatte.

Die Bogotaner, überdrüssig der korrupten Politikerklasse, erkennen im exzentrischen «Verrückten» einen lebenswürdigen Anarchisten, der nebenbei die vorher als unregierbar geltende Universidad Nacional in den Senkel gestellt hat. Als er für das Bürgermeisteramt vorgeschlagen wurde, erreichte er in den Umfragen auf Anhieb 60 Prozent, und er hat in der Wahl erstaunlicherweise nahezu diesen Stimmenanteil erhalten. Nur ihm trauen die Bogotaner zu, die Sieben-Millionen-Stadt wieder in einen zivilisierten Ort zu verwandeln. Zurzeit verlieren in Bogotá jährlich rund 5000 Menschen gewaltsam das Leben, werden 60 Prozent aller Bauten illegal erstellt, ist das Strassennetz völlig veraltet und dauert das Verkehrschaos täglich von sechs Uhr morgens bis sie-

ben Uhr nachts. Zudem wächst die Stadt jährlich um über 200 000 Einwohner.

Trotz «Todsünden» zum Sieg

Dabei begeht Mockus politische Todsünden, die ein «normaler» Kandidat nicht überlebt. Zum einen unterstützte er den wegen seiner Steuerpolitik unbeliebten gegenwärtigen Bürgermeister von Bogotá und betont, dass die Bewohner der Hauptstadt mehr Steuern bezahlen müssen, wenn sie aus dem Schlamassel herauskommen wollen. Zum andern weigerte er sich, Wahlkampf zu betreiben – er habe sich nicht selber aufgestellt, also sei es nicht seine Sache, für Stimmen zu sorgen, argumentierte er. So gab es weder Flugblätter noch Plakate oder Spruchbänder mit seinem Namen.

An Veranstaltungen sprach er vor allem von Erziehung und Erziehbarkeit, von einer Kultur des gegenseitigen Lernens, von Bürgersinn und von der Unmöglichkeit, eine Stadt zu regieren, solange jeder mache, was er wolle, und keiner den andern respektiere und Respekt verlange. Seine Ideen schöpft er aus der französischen Revolution. Mockus, der während fünf Jahren in Dijon studiert hat, ist zutiefst von den Idealen des Volkswillens und der Suche nach dem Gemeinwohl überzeugt.

Folge der neuen Verfassung

Das Phänomen Mockus ist keineswegs einzigartig in Kolumbien, es ist vielmehr eine Folge der seit 1991 gültigen Verfassung, welche die Wahlrechte des Volkes erweitert und mit klaren Spielregeln versehen hat. Obwohl die beiden grossen Parteien, die Liberalen und die Konservativen, bei den Präsidentschaftswahlen im Juni dieses Jahres im ersten Wahlgang über 90 Prozent der Stimmen auf sich vereinigt hatten, taten sie sich nun bei der Wahl der Gouverneure und Bürgermeister und der entsprechenden Parlamente bedeutend schwerer. In der Hälfte der Grossstädte gewannen unabhängige Kandidaten, unter ihnen eine Frau, und auch in vielen mittleren und kleinen Gemeinden war das Prädikat «Antipolitiker» das beste Wahlprogramm.

Diese Demokratiebewegung von unten wird allerdings empfindlich gestört durch die Tatsache, dass in etwa zwei Dritteln der rund tausend meist dünnbesiedelten kolumbischen Gemeinden die Guerilla und die Drogenmafia bei den Wahlen mitbestimmen. Die Regierung, unfähig, das Gewaltmonopol durchzusetzen, macht gute Miene zum bösen Spiel. Vierzig Jahre Bürgerkrieg und zehn Jahre Drogenkrieg haben die Campesinos gelehrt, dass Bogotá oft weit weg, die Gewehre der anderen dagegen bedrohlich nahe sind.

Samper gegen den Rauschgifthandel

Der neue kolumbianische Präsident kündigt härtere Strafen an

BOGOTÁ, 8. August (Reuter/AP). Der neue kolumbianische Präsident Ernesto Samper will den Kampf gegen den Rauschgifthandel und für soziale Gerechtigkeit in den Mittelpunkt seiner Regierungspolitik stellen. In seiner vom Fernsehen übertragenen Antrittsrede kündigte er vor 4000 geladenen Gästen außerdem an, Frieden im Lande zu schaffen. Zuvor hatte der 44 Jahre alte Wirtschaftsfachmann auf dem Platz vor dem Parlament in Bogotá im Beisein von sieben Präsidenten lateinamerikanischer Staaten, darunter des kubanischen Staatschefs Castro, den Amtseid abgelegt.

Samper sagte, im Kampf gegen den Rauschgifthandel werde seine Regierung

auch schärfere Gesetze gegen Geldwäsche erlassen. Zudem müßten Rauschgift-Bosse, die sich den Behörden stellten, künftig mit härteren Strafen rechnen. Sampers Amtsantritt war von Berichten über Wahlkampfhilfen seitens des Cali-Kartells, das einen Großteil des Handels mit Kokain in der Welt kontrolliert, überschattet. Samper hatte zwar eingestanden, er habe ebenso wie sein konservativer Rivale entsprechende Angebote erhalten, diese jedoch abgelehnt. Samper, der sich verbat, daß das Ausland Kolumbien „Lektionen erteilt“, wie der Rauschgiftschmuggel am besten bekämpft werde, kritisierte zugleich das Verhalten der meisten Abnehmerländer. „Wir sehen uns allein gelassen, wenn wir beobachten, wie der internationale Rauschgiftverbrauch steigt“, sagte er in seiner Rede in Bogotá. Er beklagte, daß die Gewinne der Rauschgiftkartelle in den internationalen Finanzkreisläufen ungehindert zirkulierten.

Zu den rund 10 000 in Kolumbien aktiven marxistischen Guerrilleros sagte der neue Präsident, er wolle auf einen Frieden durch Verhandlungen hinarbeiten. Doch vor Gesprächen müsse die Guerrilla beweisen, daß sie den Frieden tatsächlich wolle. In den vergangenen zwölf Monaten wurden in Kolumbien 30 000 Menschen getötet. Bei Anschlägen am Samstag waren nach Behördenangaben der Bürgermeister der 200 Kilometer nordwestlich von Bogotá gelegenen Stadt Salgar und ein Polizist in einer benachbarten Stadt getötet worden. Samper sagte in seiner Rede, die jüngsten Gewalttaten hätten die Erfolgchancen für Gespräche verringert.

Die von seinem liberalen Vorgänger Gavira eingeleiteten Wirtschaftsreformen dürften nicht zu einem „Spiel mit Gewinnen und Verlierern werden“, sagte Samper. Er wolle erreichen, daß sich die Lebensbedingungen aller Kolumbianer verbesserten. Samper war als Sieger aus den Wahlen Mitte Juni hervorgegangen. Im Wahlkampf hatte Samper, der 1989 einen Mordanschlag des inzwischen zerschlagenen Medellín-Kartells mit elf Schußverletzungen überlebt hatte, versprochen, 1,5 Millionen neue Arbeitsplätze zu schaffen. Gaviras Reformen gehörten zu den einschneidendsten in der Geschichte Kolumbiens. Er strich Subventionen, öffnete die Wirtschaft für den Wettbewerb mit dem Ausland und drängte den Einfluß des Staates zurück. Vom Aufschwung profitierte jedoch in erster Linie die mittelständische Bevölkerung in den Städten. Die Landbevölkerung hatte von der Reformpolitik Gaviras wenig oder überhaupt keinen Nutzen.



Ernesto Samper

Foto Reuter

RECHAZO No es narcomunicipio: Alvarez

En Tuluá ocurren cosas extrañas

Gustavo Alvarez Gardeazábal dice que le están pasando una cuenta de cobro por haber rechazado el ingreso de tropas a Colombia y decir que 'los gringos son periqueros'

IVAN NOGUERA
Corresponsal de EL TIEMPO
Tuluá

De pintoresca ciudad donde ocurren las cosas más extrañas, Tuluá ha pegado ahora el salto más grande de su vida. Pasó a ocupar las páginas de importantes órganos del periodismo internacional.

Pero esta vez no fue porque dos mujeres agringadas le cortaron el pipí a un meneseros, o porque el taxista encontró en un éretro a la monja que se acababa de bajar de su carro sin pagarle la carrera o porque una vaca se metió al hospital y mató a una señora. No, ahora la señalan como epicentro coquero.

En menos de diez años, Tuluá pasó de la bicicleta a la motocicleta. Todavía se habla de esos días en que gerentes o secretarías legaban a sus oficinas a punta de pedal. Ahora la moto y los autos le dan otro vuelo a la ciudad.

Es un punto de referencia para medir el desarrollo de esta ciudad intermedia en el corazón del Valle del Cauca. De centro agrícola pasó a eje comercial de doce municipios, y ahora vende servicios a cinco de ellos.

Hace cuatro décadas, esta localidad de 20.000 habitantes fue asociada al influjo de los 'pájaros' de la violencia política colombiana, donde tuvo asiento "El Cóndor", un personaje que convirtió en novela el actual alcalde, Gustavo Alvarez Gardeazábal. Esa relación nunca ha parecido molestar a sus gentes pues al fin de cuentas se trata de un capítulo triste que afectó a todo el país.

Ahora casi que la ciudad entera se ha unido en un sentimiento de rechazo al artículo de la revista Newsweek, que asocia su economía a la influencia de los dineros provenientes del narcotráfico.

El más molesto de los tuluenses es el propio alcalde Alvarez Gardeazábal, a quien, según dice, los periodistas extranjeros le tergiversaron sus declaraciones o las presentaron fuera del contexto.

El escritor y alcalde afirma que no se puede desconocer la existencia del narcotráfico pero que se trata de un problema nacional que incluso en muchas regiones ha llegado a reemplazar, junto con la guerrilla, al Estado. "En diversas partes del país la guerrilla ejerce como contraloría, revisa

actos administrativos, actúa como fiscalía, acusan y juzgan al ladrón y hacen hasta de Bienestar Familiar para sancionar al esposo discolo o borrachín, mientras que los narcos se han vuelto las "Madres de Calcuta" que a lo largo y ancho del país solucionan cantidad de problemas a las gentes y eso no ocurre en un sitio determinado", dice Alvarez Gardeazábal.

"Es al narco del pueblo a quien la gente acude para que ayude en los costos de atención de un pariente enfermo, mientras en educación donan equipos o la financian a través de donaciones. Es una realidad del país, donde, además, una parte de la industria se modernizó con dineros provenientes del narcotráfico, lo mismo que la agroindustria. Pero es tendencioso y malicioso que se ponga solo en el contexto de Tuluá, como si fuera la capital del mundo de los narcos", dice Alvarez Gardeazábal.

Las autoridades han detectado en el centro del Valle, en especial, pistas clandestinas para el aterrizaje y despegue de pequeños aviones. Según un oficial de la Policía, algunas han sido destruidas hasta seis veces. Pero en la zona no operan, al parecer, grandes laboratorios para procesar droga, aunque presuntamente se recurre a instalaciones ambulantes que producen determinada cantidad de kilos y luego son desmontadas.

Pero el señalamiento a Tuluá el alcalde Alvarez Gardeazábal lo asume como la cuenta de cobro que le pasan los Estados Unidos por oponerse a la presencia de tropas de ese país en Juanchaco, jurisdicción de Buenaventura, en el Litoral Pacífico, y a su insistente denominación de 'gringos periqueros' para enfatizar que se debe atacar el consumo de narcóticos en ese país como se hace con la producción en Colombia y otros países.

Magnolia Espinoza, directora local de la Federación de Comerciantes (Fenalco), cuenta que la entidad tiene 111 afiliados, con negocios manejados por tradición familiar en una ciudad que es eje comercial para los vecinos municipios de San Pedro, Riofrío, Andalucía, Bugalagrande, Trujillo y otros del centro y norte vallecaucano.

Según la dirigente, el 90 por ciento de sus asociados tienen negocios medianos mientras que entre los grandes se destaca Almacenes Ley, una cadena nacional que no tiene origen en Tuluá, y el Príncipe, uno de los más antiguos y de mayor tradición en la ciudad.

La venta de motos se explicaría por el tamaño mediano de la ciudad y la topografía plana del centro del Valle, sin que su compra exija grandes capitales.

De todos modos, el año pasado empezaron a operar concesionarios de autos Daewo y Toyota, que se sumaron a la Mazda y Chevrolet. Antonio Romero García, de Centro Motors, concesionario de la Chevrolet, dice que la venta de autos no parece indi-



Las ciclas han sido remplazadas por carros, incluidos los de lujo, y motos.



Gardeazábal proyecta escribir un libro sobre como ser "alcalde en tiempos de la perica".



El desarrollo de la ciudad ha sido creciente y no se detiene.

car una presencia importante de dineros del narcotráfico. "Trabajé en una concesionaria de Cali que tenía un promedio de venta de 60 vehículos al mes; aquí es de 25, que responde al tamaño de la ciudad y su actividad agrícola y comercial".

La venta de autos casi se duplicó durante el año pasado respecto a 1992 en el país. En la concesionaria de Chevrolet de Tuluá se pasó de 20 unidades mensuales en 1992 a 25 en 1993, tendencia que se mantiene pero que muestra síntomas de estancamiento quizás por la saturación del mercado. Romero aclara que "se ofrecen autos de entre 9.5 millones y 21 millones de pesos. De los modelos Swift de 11 millones

se venden cinco unidades al mes. Son pocas las ventas de contado, pues normalmente se maneja por el sistema de crédito a 36 meses. En Tuluá ninguna de las concesionarias vende autos de alta tecnología de 70 o más millones de pesos". En las calles, de todos modos, cruzan autos lujosos.

José de la Cruz Villa, director de la Cámara de Comercio, afirma que entre las pocas industrias existentes aparece Trillacafé propiedad de seis cooperativas y el sector cafetero; el Ingenio San Carlos de la familia Sarmiento; Orense, adquirida por el Grupo Santodomingo, Teletulúa y la Compañía de Electricidad, de los denominados capitales tradicionales.

A Oct. 94 Brief fall in drug Tefn
Prinz

MAFIA 'Newsweek dice que capital de narcos es 30 por ciento de todo el país

'Los duros' mandan en Tuluá

La revista afirma que la mafia está cambiando las relaciones sociales y financieras en las pequeñas ciudades de Colombia.

Así comienza un breve pero jugoso artículo sobre Colombia publicado en la edición de esta semana del semanario internacional Newsweek titulado: Regido por los duros.

El artículo, que se centra en el sorprendente giro que ha tomado Tuluá (Valle) producto de una gran influencia de la mafia, dice que su economía va a todo vapor. "Su exitosa marcha puede ser escuchada por todos los rincones de esta ciudad situada en las faldas de Cali; en la explotación de negocios, de toyotas Land Cruiser y de motocicletas Yamaha que ahogan el centro. Je la ciudad; en la media docena de casas que se terminan diariamente y en un hospital de alta tecnología.

La tajada de riquezas de los narcotraficantes puede llegar hasta el 30 por ciento

cos locales que se han encargado del resurgimiento financiero de su comunidad. Y en contraprestación por su contribución los narcotraficantes de Tuluá han accedido a un huevo de oro: la legitimidad".

Para corroborar lo anterior, Newsweek cita a Alvarez Gardezabal, en donde el Alcalde de Tuluá asegura que los narcotraficantes "son los dueños del poder y han reemplazado al gobierno (local)". Más adelante, cita también al Presidente Ernesto Samper: "No puedo negar que algunas industrias están bajo el control de narcotraficantes". La revista señala, sin embargo, que Samper insistió en que su participación en la economía era pequeña.

"Samper continúa el artículo tal vez tendría que visitar un poco más el resto del país. En cientos de pueblos y ciudades pequeñas, lugares que el Gobierno central, departamental y los bancos privados olvidaron hace décadas, el fenómeno de Tuluá se ha afianzado. "Los niños buenos que se han convertido en niños malos están regresando a sus pueblos y están inyectando porciones significativas de sus ganancias a comunidades que han sufrido por no tener lo básico: salud, educación, seguro social, infraestructura y créditos bancarios. Presanan dinero, dirimen disputas familiares entre los tuluenses y en términos generales ayudan a mantener las cosas en orden".

Newsweek señala que esta situación hace difícil que se hable realmente de una victoria sobre los narcos. "En el país la tajada de riquezas de los narcotraficantes puede llegar hasta el treinta por ciento del total, lo que los convierte en el grupo privado de inversionistas más grande de Colombia. La revista dice que tan solo en la zona de influencia de Cali los narcotraficantes han creado empleos en la agroindustria, la finca raíz y en los servicios financieros. "Tienen intereses en más de 500 negocios que van desde ropa interior hasta irónicamente, farmacéuticos.

Tuluá ha tenido un índice astronómico de asesinatos, en gran parte por batallas entre mafiosos

"Lo que ha sucedido en Tuluá tiene las mismas implicaciones culturales a las generadas por una revolución. Hace unos 15 años 'los duros' comenzaron a llegar a la ciudad y a desplazar a los viejos dueños del poder, cuyas haciendas, lecherías y refinerías de azúcar se habían degenerado hasta casi llegar a la ruina. Los antiguos líderes de la sociedad aceptaron a sus nuevos benefactores".

El artículo dice, además, que estos no eran del tipo narcoterrorista de Pablo Escobar, dispuestos a reñir al Gobierno y a eliminar quien se les interpusiera en su camino. "Fueron aceptados en el corazón de la comunidad y a su turno se ganaron el afecto al ofrecer recursos financieros para negocios sanos y establecerse como benefactores de cosas buenas en el más clásico estilo de la mafia siciliana".

Los asesinatos

La revista sostiene de repente Tuluá dejó de ser un pueblito cualquiera y que sus 120.000 habitantes parecen estar contentos con la situación. Más adelante un promimente locutor radial de orden local asegura que "cualquier tuluense lo hablará bellezas de los narcotraficantes". Y un importante negociante declara que "aquí no se habla de dineros calientes. No existe una economía subterránea. Al fin y al cabo el dinero no tiene olor".

En realidad, asegura la revista, el dinero está tan carente de olor que presuntamente se uso para financiar una comunidad de monjas locales tener un convento.

"El progreso continúa el artículo, tiene un costo. Tuluá por mucho tiempo ha tenido la oscura fama tener un índice astronómico de asesinatos, en gran parte resultado de batallas entre mafiosos o de asesinatos de personas que obstaculizan su camino".

Los tuluenses dice el artículo tie-



Archivo EL TIEMPO El alcalde de Tuluá, Gustavo Alvarez Gardezabal, acepta que los traficantes han instituido su poder en este municipio.

nen una frase para describir la situación: "Es entre ellos". A pesar de eso -asegura Newsweek- hay una corriente de terror que se cuela en medio de los aires de fortuna que soplan por Tuluá.

El artículo dice que hasta el alcalde Alvarez Gardezabal sabe dónde debe trazar la línea. Dice que tiene cuidado en enfatizar que

acepta los hechos de la vida en Tuluá y señala que el cree que el presidente Samper probablemente hará lo mismo. "Lsted cree que vale la pena sacrificar mi vida por la moral antidrogas de Estados Unidos?"

El artículo finaliza diciendo que para él y para muchos otros colombianos la respuesta es obvia".

¿BEVERLY HILLS?

Donde Tuluá empieza a sentir los efectos de grandes capitales es en el área de vivienda. Mientras el alcalde Alvarez Gardezabal ha logrado, con la participación de entidades financieras desarrollar programas de vivienda de interés social y lotes ser-vicios, grandes construcciones se levantan en la zona oriental.

En Entreríos y Nuevo Albernia, las casas están cotizadas entre 32 y 45 millones de pesos y arriendos de 250 mil a 400 mil mensuales. Mientras que en La Colina y Ciudad Campestre los precios de venta llegan a 200 millones, y el lote más pequeño tiene un precio de 20 millones.

El algunos sectores hay casas al estilo Beverly Hills. Una persona vinculada con la propiedad raíz anota que sin embargo el 90 por ciento de quienes buscan vivienda son de escasos recursos, un cinco por ciento precisa su disponibilidad para vivienda de hasta 25 millones y solo un cinco por ciento supera esa capacidad.

Lo que no se duda es que hay ambiente de inversión y eso se debe, en parte, al reconocido manejo que Gustavo Alvarez Gardezabal ha dado al problema de la guerrilla, evitando al máximo la confrontación con la fuerza pública.

El promedio es de un homicidio diario, aunque los muertos ya no causan la conmoción del pasado.

El mandato del escritor es tenido como un ejemplo de honestidad y concentración. "Por no perder la visa a Estados Unidos no se puede desconocer un problema, se tiene que dialogar con todos los sectores que hacen la realidad del país: narcos, guerrilla, paramilitares, campesinos, Ejército e iglesia". Todo esto podría quedar consignado en el libro "El alcalde en los tiempos de la perica", que su editor italiano le propuso escribiera.

KOLUMBIEN:

Eine Oase aus dem Nichts



Nach acht Jahren in Afrika kam Schwester Vianney nach Bogotá. Heute ist sie der lebendige Motor der Seelsorge und der Sozialeinrichtungen in einem der schwierigsten Gebiete der Millionenstadt.

Bere Kinder gibt es eine Grundschule und Stadtteilbüchereien, ferner Spiel- und Sportgruppen. Eine besondere Sorge gilt den älteren Menschen, von denen viele in den eng gewordenen Behausungen keinen Platz mehr finden. Für sie wurde ein Haus der Begegnung eingerichtet. Mehr als 300 Senioren haben sich bereits in Altengruppen zusammengeschlossen. Als Träger der Einrichtung

SCHWESTER VIANNEY HAT ETWAS BEWEGT IN DEN VIERTELN DER ARMEN VON BOGOTA

Seelsorge und Sozialarbeit in schwierigen Gebieten der Großstädte sind in Kolumbien Aufgaben, denen nicht alle Priester sich gewachsen fühlen. Viele ziehen »sichere« Gemeinden vor, wo es eine Mittelschicht gibt: Gute Katholiken, die spenden, wenn eine Kapelle gebaut wird und mitmachen, wenn etwas zu organisieren ist.

Für »Nuestra Señora del Lucero« (Unsere Liebe Frau vom Morgenstern) gilt das nicht. Die Pfarrei gehört zu den sieben oberhalb der Stadt an den Berghängen gelegenen Gemeinden, in denen zusammen eineinhalb Millionen Menschen leben. Drei Pfarrer kommen hier auf 800 000 Katholiken. Der durchschnittliche Wohnraum pro Einwohner liegt bei 1,5 Quadratmeter. Von den Schulkindern zeigen 60 Prozent Symptome von Fehl- und Mangelernährung. Selten bleibt in diesen rasch wachsenden Stadtteilen der Armen ein Priester länger als einige Jahre, auch die Pfarrei »del Lucero« hat etliche Pfarrer kommen und gehen sehen. Dafür, daß die Gemeindegemeinschaft trotzdem läuft, sorgen Schwestern der Gemeinschaft der Missionsdominikanerinnen. Ihr kraftvoller Motor ist Schwester Vian-



Armut soweit das Auge reicht: Lientheologen (oben rechts) arbeiten als Gemeindeassistenten im Problemgebiet mit. Sie haben an der Hochschule der Dominikaner studiert, bevor sie in der Gemeindegemeinschaft eingesetzt wurden.

ney Link, eine Deutsche, die 1972 hierher kam. »Damals lebten in dieser Gegend nur etwa 120 000 Menschen«, erinnert sie sich. »Wo jetzt unsere Gebäude stehen, gab es praktisch nichts.« Aus diesem Nichts haben die Schwestern in einem knappen Vierteljahrhundert ein pastoral-sozial-medizinisches Zentrum gemacht, das in diesem Umfeld wie eine Oase wirkt. Die Dienste umfassen unter anderem medizinische Grundversorgung und Betreuung von (Klein-)Kindern, Müttern und von alten Menschen. Mit erkennbarem Stolz auf das Er-



reichte zeigt Schwester Vianney, was in dem Zentrum getan wird. In der medizinischen Abteilung helfen Ärzte, Krankenschwestern und Freiwillige den schwangeren Frauen, behandeln bei Kindern wie Erwachsenen Augen-, Darm- und Atemwegserkrankungen, ziehen Zähne, beraten Mütter in Ernährungsfragen. Auf sozialpädagogischem Feld steht die Betreuung von Säuglingen und Kleinkindern im Vordergrund. Über 500 Kinder werden Tag für Tag versorgt. Oft sind es Kinder, deren Mütter alleine den Lebensunterhalt verdienen müssen. Für grö-

und ihrer Aktivitäten haben die Schwestern in Zusammenarbeit mit den Pfarreien die FIDESCO (Stiftung für soziale Integration und Gemeindeentwicklung) gegründet. »120 Mitarbeiter haben wir, und davon kommen über 100 aus dieser Gegend«, betont Schwester Vianney. »Das zeigt: Es ist ein Projekt der Menschen, die hier leben. Es ist nicht ein Almosen, das wir geben, sondern eigentlich nur organisatorische Hilfe.« Einheimisch sind auch die Laien, die in der Seelsorge arbeiten. Acht Frauen und zwei Männer arbeiten als Pastoralassistenten in dem Problemgebiet. Übrigens: Fast alle medizinischen und pädagogischen Dienste der FIDESCO sind kostenpflichtig. Es wird in der Regel nichts verschenkt – außer, wenn eine Familie wirklich nicht bezahlen kann. Schwester Vianney hat die Erfahrung gemacht, daß diese Einstellung der Menschen besser entspricht als das Anbieten kostenloser Wohltaten.

Fotos: Iuri

Iuri

Es ist Samstagnacht in Cali. Das Leben in der kolumbianischen Millionenstadt pulsiert. Die Straßencafés sind gut besucht. Man sitzt beisammen, trinkt Bier oder Kaffee. Die Männer schauen den Frauen nach, die auf hochhackigen Schuhen vorbeiflanieren. Kinder betteln ihre Eltern um ein Eis an, Jugendliche drängen sich vor dem Eingang einer Diskothek, aus der laute Musik auf die Straße dröhnt. Für ganz Ausgelassene gibt es Stadtrundfahrten in offenen Omnibussen, mit einer Salsa-Band an Bord und alkoholischen Getränken inklusive. Bei alledem sind die Temperaturen trotz der nächtlichen Stunde angenehm, die Menschen wirken gelassen, man könnte ebenso im spanischen Sevilla sitzen.

Es scheint schwer vorstellbar, daß dies Cali sein soll. Cali – die Stadt, von der das neuerdings am meisten gefürchtete Rauschgiftsyndikat Kolumbiens, das Cali-Kartell, seinen Namen hat. Es soll noch besser funktionieren als das Kartell von Medellín, dessen Boß Pablo Escobar 1993 von Sicherheitskräften auf der Flucht erschossen wurde.

Das Medellín-Kartell, es beherrschte in den achtziger Jahren große Teile des internationalen Rauschgifthandels, hat in Kolumbien einige tausend Morde auf seinem Konto. Es scheint, daß die Konkurrenz vom Cali-Kartell beim Geschäft mit Kokain, Heroin und Waffen etwas diskreter arbeitet und sich mit Politik und Sicherheitskräften besser zu arrangieren versteht. Jedenfalls ist Cali in der Gewaltstatistik des Landes auf einem der hinteren Plätze. Hier geschehen in einer durchschnittlichen Nacht nicht mehr Morde als in einer nordamerikanischen Großstadt.

Auch den Straßenkindern an der belebten Straße im Zentrum scheint es besser zu gehen als anderswo im Lande. In Gruppen von vier oder fünf klappern sie die Bars und Cafés ab. Routiniert inszenieren sie auf dem Trot-

KOLUMBIEN:

Krankes Land auf dem Weg der Genesung



Wer Kolumbien hört, denkt zuerst an Kokain und bezahlte Mörder. Aber das Land hat auch gute Seiten. Das Elend ist geringer und die politische Lage stabiler als in anderen Ländern der Region. Doch die Gewalt ist noch nicht besiegt. Ein Bericht zur Situation im viertgrößten Staat Südamerikas.



Kolumbien ist von der Natur begünstigt. Als einziger Staat Südamerikas hat es Häfen am Atlantik und am Pazifik. Durch die Ausläufer der Anden gibt es sehr unterschiedliche Klimazonen, in denen vom Apfel bis zur Ananas fast alles wächst. Die meisten der 32 Millionen Kolumbianer leben in mittleren und großen Städten. Haupteinnahmequelle ist der Export von Kohle, Erdöl und Kaffee. Der illegale Kokainhandel trägt etwa 7 Prozent zum Bruttosozialprodukt bei.

toir kleine künstlerische Darbietungen: Eine Rap-Tanznummer oder ein paar akrobatische Kunststückchen, dann geht einer der Jungs durch die Reihen und kassiert ein, was die Leute ihm geben. Die Barbesitzer lassen sie gewähren; von Killerbanden, die Straßenkinder jagen, ist in dieser Nacht nichts zu sehen.

Täuscht die Idylle von Cali, oder ist Kolumbien tatsächlich auf dem Weg der Besserung? Jahrzehntelang galt das Land als eines der gewalttätigsten in Lateinamerika. Wissenschaftler sprachen von einer *cultura de la violencia*, einer Kultur der Gewalt, die das ganze Land prägte. Und tatsächlich ist noch immer Mord bei jungen Männern die häufigste Todesursache. Noch vor vier Jahren, im Wahlkampf von



Zeichen des Wohlstands für wenige: In den Millionenstädten zeugen Hochhäuser von der Wirtschaftskraft des Landes (links). Die Rathausfassade in Buenaventura (rechts) spiegelt die Vielfalt der Rassen wider: Aus Indigenas, Afroamerikanern und Europäern entstand das kolumbianische Volk.

1990, setzte das Land mit vier ermordeten Präsidentschaftskandidaten und Hunderten bei Schießereien und Bombenattentaten getöteten Bürgern einen traurigen internationalen Rekord. Der Wahlkampf von 1994 hingegen verlief unerwartet ruhig. Und auch die Fußball-Weltmeisterschaft im selben Jahr forderte anders als bei früheren Turnieren diesmal nur wenige Todesopfer, darunter allerdings ein sehr prominentes: Der Fußballspieler Andres Escobar, der mit einem Eigentor seinem Team geschadet hatte, wurde auf offener Straße erschossen. Der Mord löste eine Welle von Protest, Trauer und Scham aus. Hunderttausende gaben dem Ermordeten das letzte Geleit und demonstrierten gegen die Gewalt. Deutlich weniger Tote im

Wahlkampf und bei der WM, eine eindrucksvolle Demonstration gegen einen feigen Mord, ist das schon eine Trendwende im Land der *violencia*? Von einem Sieg über die Gewalt zu sprechen, sei noch verfrüht, warnt Diego Perez, Leiter der Menschenrechtsabteilung bei der Sozialforschungsstelle der Jesuiten, CINEP (Zentrum für Forschung und Volkserziehung), in der Hauptstadt Bogotá. Bestenfalls könne man von einer Atempause sprechen, denn die Ursachen der Gewalt seien nicht besiegt. Perez sieht die extrem ungleiche Verteilung des Eigentums und die Chancenlosigkeit der Jugendlichen in den Armenvierteln der Großstädte als eine dieser Ursachen an. Von dort rekrutieren die Verbrechersyndikate und



Bilder der Marktwirtschaft: Wer den Lebensunterhalt mit Straßenverkauf verdient, gilt als Kleinunternehmer (oben). Beneidet wird, wer einen festen Job hat wie die Hafenarbeiter in Buenaventura.

die Todesschwadronen ihre bezahlten Killer. Auch die vielen Guerilla-Gruppen des Landes, die sich mit Erpressungen, Attentaten und Entführungen am Leben halten, beziehen aus den Armenvierteln ihren Nachwuchs. Die Armut auch ist es, die Kinder und Jugendliche zu Dieben und Räufern werden läßt, gegen die sich dann Geschäftsleute mit Hilfe privater Schutztruppen zur Wehr setzen. Wie das Umfeld der Gewalt aussieht, läßt sich in der Metropole Cali in den Wohngebieten der Armen erfahren. Sie liegen eine halbe Autostunde entfernt von den Hauptstraßen mit ihren fröhlichen Menschen. Ein Straßencafé sucht man hier vergebens. Genaugenommen gibt es überhaupt keine Straßen. Die Wege

zwischen den Häusern und Hütten sind matschig vom letzten Regen. Autos können hier nicht fahren, selbst Jeeps kommen nur mit Mühe durch. Der Name des Viertels klingt wie reine Ironie: *Aguablanca*, was soviel heißt wie »weißes Wasser«. Von weißem Wasser ist nichts zu sehen. In einem offenen Abwasserkanal raufen abgemagerte Aasgeier um den Kadaver eines toten Hundes. Ein Geruch von Fäulnis und Verwesung liegt über den Hütten am Rande des Kanals. Und doch haben auch in Aguablanca die Menschen die Samstagnacht gefeiert. Die Männer haben vor dem kleinen Laden mit dem vergitterten Fenster gestanden und Schnaps gekauft. Die Kinder waren lange auf den Beinen und haben auf den

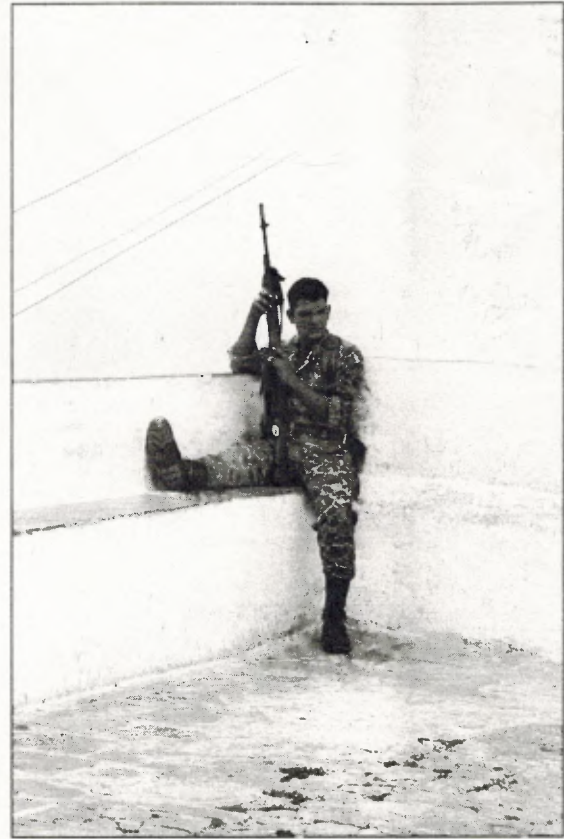
Krankes Land...

staubigen Straßen gespielt. Auch hier war die Nacht ansonsten ruhig. Keine Schießerei, kein Blut ist geflossen. Vielleicht liegt es daran, daß heute Erstkommunion gefeiert wird. Die Kinder sind herausgeputzt, vor allem die Mädchen. Sie stecken in teuren weißen Kleidern, sehen aus wie kleine Bräute. Die Leute geben alles, um ihre Kinder genauso festlich zu erleben wie die Reichen. Auf die Frage, ob es den Kindern heute besser geht als früher, berichtet die Mutter eines der Kommunionkinder von den Verbesserungen der vergangenen Jahre. Einige Abwasserleitungen wurden gebaut; es gibt richtiges Trinkwasser; manche Häuser haben Strom. Und die Kinder gehen zur Schule. Zwar sind die Klassenräume überfüllt, und es mangelt an vielem. Aber wenigstens lernen sie lesen und schreiben. Ob das reicht, um dem Teufelskreis von Armut, Kriminalität und Gewalt zu entkommen? Sie zieht die Schultern

hoch: »Das weiß Gott allein.« Die kolumbianische Regierung gibt sich optimistisch. In statistischen Untersuchungen versucht sie zu beweisen, daß der Wohlstand in Kolumbien wächst und mittelfristig auch den Ärmern zugute kommt. Der neu gewählte Präsident Ernesto Samper setzt – wie sein Vorgänger César Gaviria – auf die Durchsetzung der Marktwirtschaft. Privatisierung von Staatsbetrieben, das Ende der Finanzspritzen für die Industrie und Landwirtschaft sowie die Beseitigung der Schutzzölle gegen die Einfuhr ausländischer Waren sind auch in Kolumbien die liberalen Rezepte.

Bei der Bewertung der Auswirkungen dieser Politik scheiden sich die Geister. Unterstützer der liberalen Politik, darunter auch Berater und Kreditgeber vom Internationalen Währungsfonds (IWF), erinnern daran, daß die kolumbianische Industrie nur dann neue Arbeitsplätze schaffen kann,

Atempause in der Gewalt: Die kolumbianischen Streitkräfte kämpfen gegen die Guerilla und gegen die Privatarmeen der Drogenhändler. Häufig gerät dabei die Zivilbevölkerung zwischen die Fronten.



wenn sie auf dem internationalen Markt konkurrenzfähig ist. Deshalb seien Entlassungen unproduktiver Arbeitskräfte und Streichungen von Subventionen notwendig. Andere, darunter auch die Bischöfe des zu 90 Prozent katholischen Landes, befürchten neuen sozialen Sprengstoff, weil die Grundnahrungsmittel teurer werden, während gleichzeitig in der Industrie massenhafte Entlassungen anstehen. Die derzeitige Bilanz des Wirtschaftsliberalismus in Kolumbien ist gemischt. Einige Daten haben sich verbessert. So liegt die Kindersterblichkeit heute weitaus niedriger als im lateinamerikanischen Durchschnitt. Auch die Lebenserwartung (knapp 70 Jahre) und die Einschulungsquote (über 90 Prozent) können sich sehen lassen. Dennoch gibt es wachsende Ungleichheit in der Gesellschaft. Eduardo Sarmiento, Professor für Ökonomie an der Anden-Universität, rechnet vor, daß über 45 Prozent der Bevöl-

kerung unter dem Armutsniveau leben. Die kleine Oberschicht streicht beinahe die Hälfte des nationalen Einkommens ein. Was Privatisierung bedeutet, illustriert das Beispiel der einst staatlichen Hafengesellschaften. Als sie privat wurden, verloren Tausende, vor allem aus der schwarzen Bevölkerung, ihren Arbeitsplatz. Gleichzeitig stieg die Produktivität der Häfen drastisch. Mit einem Viertel der früheren Belegschaft wird die sechsfache Menge an Waren umgeschlagen. Die Regierung will trotz der sozialen Härten ihren Kurs halten. Präsident Samper hat allerdings im Wahlkampf versprochen, daß künftig auch die sozial Schwachen mehr vom steigenden Brutto sozialprodukt abbekommen sollen. Als erfahrener Politiker weiß er: Wenn eine ausgewogenere Verteilung des Einkommens nicht gelingt, wird auch die Gewalt nicht besiegt werden.

Text und Fotos:
Ludwig Ring-Eifel



Effekt der Privatisierung: Seit der Hafen von Buenaventura rentabel arbeiten muß, wird die Ware von einem Wachdienst gegen Diebstahl gesichert.

'El Rastrillo', por los niños

Durante seis días, Bogotá será sede de una obra social que busca recaudar fondos para los menores desamparados. En medio de esta actividad, habrá feria y 'shows' especiales.

Los niños desamparados son nuevamente protagonistas de la noticia. Esta vez gracias a una obra social que se desarrolla desde hoy en Bogotá y que hará posible que doce de ellos tengan desde enero del próximo año un lugar digno donde vivir, dormir y en donde recibir el cariño y la educación hasta ahora negados.

Bajo el nombre de El Rastrillo, un grupo de señoras lideradas por Cecilia Santamaría de Cárdenas, logró reunir a 78 importantes locales comerciales, entre librerías, galerías, boutiques, joyerías y cafés, para montar con ellos una pequeña feria en donde será posible encontrar variedad de artículos con la satisfacción adicional de saber que al adquirir uno de ellos, se estará brindando apoyo económico a los menores desprotegidos de la ciudad.

Esta labor social está inspirada en una obra desarrollada desde hace muchos años en España y que hasta la fecha ha logrado la creación de 125 hogares en donde viven cerca de 700 pequeños de ese país. Para Colombia, 1994 será el segundo año consecutivo en que se lleve a cabo El Rastrillo.

Durante el 93 se recaudaron varios millones de pesos, que sumados a una donación hecha por la Asociación Nuevo Futuro de España, sirvieron de base para la adquisición de una casa en el barrio El Polo en Bogotá, que ya se encuentra totalmente adecuada y lista para recibir a sus doce pequeños inquilinos el próximo mes de enero.

Este año la meta es clara: recaudar una cifra importante que permita mantener en funcionamiento dicha casa y, a la vez, iniciar los contactos para instalar por lo menos otra sede en la ciudad o en una población aledaña. Así mismo se busca que esta actividad sea retomada por otras ciudades del país. "No importa que existan muchas obras de carácter social; lo que se haga por los niños de Colombia nunca será suficiente", dijo Cecilia Santamaría de Cárdenas.

Por eso para este grupo de señoras no ha existido dificultad ni impedimento. Desde que doña Cecilia se enteró de la existencia de la Asociación Nuevo Futuro y su obra El Rastrillo en España, se le ocurrió que ellos podrían servir de modelo para Colombia. Fue así



Archivo: EL TIEMPO

GRACIAS A ESTA OBRA, doce pequeños tendrán techo y comida.

como se decidió a visitar la sede de la asociación, recibiendo con sorpresa la postulación de nuestro país como lugar ideal para también desarrollar esta labor social.

"Al principio pensé que no iba a ser muy fácil, pero desde que propuse la idea encontré el respaldo de un grupo muy entusiasta que trabaja incondicionalmente por los niños. No sólo reproducimos el evento, sino que creamos nuestra propia sede de Nuevo Futuro", expresó doña Cecilia, quien se desempeña como directora de la misma.

Su labor social está orientada a niños de todas las edades. Con la ayuda del Instituto Colombiano de Bienestar Familiar, se seleccionarán los

primeros doce niños que vivirán en la casa de El Polo y que tendrán, no sólo techo y comida, sino además el cuidado permanente de una madre comunitaria y estudio garantizado en un colegio de Bogotá.

Volviendo a lo que será El Rastrillo, además de la venta de todo tipo de artículos, contará con un mercado de las pulgas, instalado con la colaboración de la fundación Con Antioquia, en donde se encontrarán todo tipo de objetos usados. Así mismo, se ha preparado un espacio navideño, con adornos, árboles y regalos.

Vale la pena tener en cuenta, que todos las actividades organizadas en desarrollo de este evento pretenden alcanzar fondos para los niños. Por eso to-

EL TIEMPO EL PROGRAMA

Con una variada programación, El Rastrillo pretende captar la atención de los bogotanos en los próximos días, así:

Jueves 17: conferencia sobre pintura, dictada por Armando Villegas. 6 p.m. a 7 p.m.

Noche de México. Comida y música típica de ese país.

Viernes 18: conferencia sobre Iconos, por el ex presidente Belisario Betancur. 6 p.m. a 7 p.m.

Presentación de elenco de Candela. 5 p.m. y del Ballet de Cali, a las 9 p.m.

Noche española. Comida y música de ese país.

Sábado 19: Presentación del elenco de Café, a las 5 p.m.

Tarde colombiana. Almuerzo típico amenizado por música colombiana.

Domingo 20: Brunch, a partir de las 11 a.m.

Presentación de los Premios Cannes y Cleo de publicidad

Lunes 21: Conferencia sobre antigüedades, por Bernardo Chávez, 6 p.m. a 7 p.m.

Noche de Italia. Comida y música típica.

Martes 22: clausura del evento

Noche del Japón.

do tendrá un costo, desde el parqueadero, pasando por la entrada a la muestra y, por supuesto, los shows que se han montado dentro de ella.

Habrà un Pabellón de los Famosos, en donde se presentarán los elencos de algunas novelas y series de televisión, con la idea de que el público asistente, además de comprar, se divierta y se tome fotos con los artistas de moda. También se dictarán interesantes conferencias, encabezada por la que ofrecerá el ex presidente Belisario Betancur.

El Rastrillo funcionará en el tercer piso del Club El Nogal, al norte de Bogotá, y abrirá sus puertas de 11 de la mañana a 10 de la noche, desde hoy y hasta el próximo 22 de noviembre.



MILES DE NIÑOS COLOMBIANOS son víctimas del abandono. Obras como 'El Rastrillo' pretenden ayudarlos.



ST. MICHAEL

STUTTGART - SILLENBUCH

November 1994

Weltkirche

Fax aus Popayan vom 28.09.94

Liebe Freunde, Schwestern und Brüder, Ihr Patrozinium St. Michael soll nicht vorbeigehen ohne, daß ich Ihnen meine besondere Grüße von Paz y Bien übermittle. Auch möchte ich meine Gefühle der Brüderlichkeit und Dankbarkeit wiederholen. An diesem Tag wollen wir Gott danken, für Sie, Ihre Gemeinde und Ihre Solidarität mit anderen Kirchengemeinden, insbesondere mit den Ärmsten. Über Herrn Kästle haben wir Ihre Unterstützung von 2.850,- US\$ erhalten. Die Bestätigung erhalten Sie in den nächsten Tagen. Mit unseren Kleinunternehmern geht es nur langsam voran. Manchmal verzweifeln wir über die Langsamkeit der Leute, jedoch müssen wir verstehen, dies kommt von unserer Kultur und Geschichte.

Unsere Laienschule macht Fortschritte. Es sind 40 Teilnehmer. Letzte Woche haben wir die Sakramente abgeschlossen und nächsten Freitag beginnt der Liturgiekreis, der von einem kanadischen Priester gegeben wird. Gleichzeitig beginnen wir in den drei Stadtbezirken Las Ferias, Comuneris und Santa Monica neue Gemeinden aufzubauen. Die Planung ist auf drei Jahre angelegt. Das Projekt geht gut aber langsam.

Mit der Post senden wir Ihnen eine kunsthandwerkliche Darstellung von St. Michael. Dieses kleine Geschenk wurde mit viel Liebe für Ihr Fest des Erzengels Michael hergestellt. Gott segne Sie mit einem abrazo muy fuerte. Pater Luis Evelio Cardona Velasquez

Übersetzung von Karl Beggel

Iglesia Católica demanda más atención para desplazados

7 JUL. 1994

ROSARIO HERRERA
REDACTORA DE EL ESPECTADOR
SANTAFE DE BOGOTA

EL ESPECTADOR

Los obispos reunidos en Santafé de Bogotá llamaron la atención de las autoridades colombianas para que adelanten acciones orientadas a mejorar las condiciones de vida de los compatriotas que viven en otras naciones, particularmente las de aquellos que se encuentran presos y de los que no han logrado establecerse adecuadamente en las naciones a las que viajaron buscando mejores alternativas económicas y personales.

De acuerdo con un estudio que adelanta la Conferencia Episcopal desde enero de 1993 y que terminará en octubre de 1994, en los Estados Unidos viven alrededor de un millón de colombianos, de los cuales 621.274 lo hace sin los documentos exigidos por las autoridades norteamericanas de inmigración. En 1991 fueron expulsados 2.289 colombianos (de éstos 537 que ingresaron como pollizones) como resultado, entre otras cosas, de narcotráfico, fraude matrimonial o por declarar falsa profesión.

En Italia residen legalmente 8.561 colombianos, de los cuales 5.992 (70%) son mujeres que en su mayoría están vinculadas con el servicio doméstico. En Venezuela hay 529.929 colombianos censados. Otros países que reciben a los colombianos migrantes son, especialmente, Australia, Suecia y algunos de la Unión Europea.

Aparte de esto, la Conferencia Episcopal logró establecer que de los colombianos residentes en el exterior, 12.521 se encuentran en las cárceles de 50 países, de los cuales 10.698 son hombres y 1.823 son mujeres.

Las naciones que más colombianos tienen en sus cárceles son los Estados Unidos, Venezuela, España, Alemania, Italia, Francia, Panamá, México, República Dominicana y Costa Rica.

De ahí la preocupación de la Conferencia Episcopal porque el Gobierno, a través de sus consulados alrededor del mundo y el Ministerio de Relaciones Exterio-



res, procure un mejor estar para esos compatriotas, procedentes de diversas regiones del territorio nacional.

Acción conjunta

Precisamente, Cristina Celedón, delegada del Instituto Internacional de Derechos Humanos, con sede en Costa Rica, puntualizó al respecto que el Estado colombiano a través de sus oficinas consulares coordinadas por la Cancillería deben procurar el regreso de los colombianos prisioneros en otros países, velando porque les sean respetados sus derechos humanos.

Recalcó la señora Celedón que una sola institución a nivel mundial no puede cuidar a todos los migrantes —que no son sólo de Colombia—, por lo que urge que las autoridades en cada país se interesen por sus nacionales en otras latitudes.

“Se necesita una comisión interinstitucional en la que participen la Iglesia Católica, el Gobierno y las autoridades judiciales, para garantizar el mejor estar de quienes viven alejados de su patria”.

Cristina Celedón recalcó que los desplazados internos en Colombia carecen de protección local e internacional, por lo que se

necesita ratificar el protocolo 2, referente a los derechos humanos individuales, de tal forma que se garantice el respeto de los derechos fundamentales del desplazado.

Urge reforma agraria

La investigación, cuyos resultados se conocerán en octubre del año en curso, si bien todavía no aporta datos del número de desplazados entre diferentes regiones del territorio nacional, sí ha encontrado datos interesantes que permiten conocer mejor la nueva conformación de la sociedad colombiana.

Así, los investigadores han encontrado que las más altas tasas de migraciones campo-ciudad se tienen en los departamentos de Cundinamarca, Boyacá, Caldas y Tolima.

En los dos últimos años es significativo el éxodo campesino hacia los cascos urbanos en Nariño, Cauca, Boyacá, Antioquia y la región del Magdalena Medio.

Adicionalmente, las regiones de mayor dinamismo colonizador en Colombia son el Bajo Calima, Casanare, bajo Cauca, nordeste antioqueño, la bota caucana, las cuencas de los ríos Atá y Siquila (Tolima), el trapeo amazónico, San Jorge del Palmar, Condoto, los valles de los ríos Sinú y San Jorge, el Magdalena Medio, Guaviare-Retorno, el Putumayo medio, la cuencia del río Micay, Samacá-Tame, el urabá antioqueño y chocono, La Mojana (Sucre), la costa pacífica nariñense y la zona del Catatumbo.

Todo este fenómeno, además, genera el deterioro de los ecosistemas, pues, como lo explica el sacerdote Francisco Zuluaga S.J., director científico del estudio, los desplazados buscan tierras baldías en las zonas selváticas, “pues los mejores terrenos están en manos de los grandes terratenientes y del narcotráfico”.

Por eso, el sacerdote enfatizó que se hace necesaria una efectiva reforma agraria integral que beneficie a los campesinos minifundistas, quienes son los que más se ven abocados a abandonar sus tierras y convertirse en nuevos desplazados.

Die Menschenrechte werden brutal verletzt

ADVENIAT-Vorsitzender Grave zur Situation in Kolumbien

Der Essener Weihbischof Franz Grave ist Vorsitzender der ADVENIAT-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz. Er war mit einer Delegation des Hilfswerkes in Kolumbien, um sich über die kirchliche und politische sowie über die humanitäre Situation nach dem Erdbeben zu informieren. Das Interview führte Matthias Nüchel.

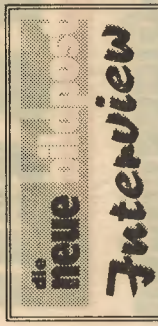
Frage: Herr Weihbischof, wie stellt sich die Lage in Kolumbien nach den Erdbeben dar?

Weihbischof Grave: Daß wir in das Krisengebiet fliegen konnten, ergab sich erst während unseres Besuchs im Erzbistum Popayan durch Vermittlung von Erzbischof Giraldo Jaramillo. Wir mußten mit dem Hubschrauber fliegen, weil alle Brücken zerstört und Verkehrswege verschüttet waren. Was wir dort gesehen haben, war niederschmetternd und bedrückend. Der breite Paez-Fluß hat alle Häuser und Einrichtungen an den Ufern weggeschwemmt. 153 Tote wurden registriert.

Frage: Wie reagiert die

Bevölkerung?

Weihbischof Grave: Die Erschütterung war natürlich groß. Ich habe nach dem Gottesdienst mit einigen Leuten sprechen können, die persönlich sehr betroffen waren. Ein 13-jähriges Mädchen - das ist mir persönlich sehr nahe gegangen - kam aus der Kirche und sagte, ihre ganze Familie sei von den Schuttmas-



sen begraben worden. Die Menschen haben es nun nicht leicht, wieder neu anzufangen. Die dort wohnenden Indianer sind ein wenig von der „Pacha Mama“, der „Mutter Erde“, enttäuscht. Eine Aufgabe des Bischofs wird es sein, wieder Vertrauen zu vermitteln.

Frage: Was kann die Kirche tun, um den Menschen konkret kurzfristig zu helfen, aber auch um ihnen eine Perspektive zu geben?

Weihbischof Grave: Der dortige Bischof, Jorge Garcia, ist ein Hoffnungsträger. Viele

len wir auch von ADVENIAT aus materiell weiterhelfen.

Frage: Wie ist die Situation der Kirche in Kolumbien. Ist sie stabil?

Weihbischof Grave: Die Kirche in Kolumbien springt für den Staat in viele Breschen, besonders im Schul- und Bildungswesen, im Gesundheitswesen, aber auch in der Bekämpfung der Armut. Wir haben hervorragende Beispiele kirchlicher Initiativen im schulischen Bereich vorgefunden. Das Bedrückende ist, daß all diese Initiativen staatlicherseits weder eine Anerkennung, noch die notwendige finanzielle Unterstützung finden. Daß sich die Kirche auch sehr in der Frage der Menschenrechtsverletzungen bemüht, ist beeindruckend. Wie sie versucht, Menschenschicksale aufzuklären und die Namen der Killer zu benennen, ist eine wagemutige Arbeit.

Frage: Hierzulande hört man aus Kolumbien seit dem Drogenkrieg weniger. Gibt es denn noch erhebliche Menschenrechtsverletzungen?

Weihbischof Grave: Es gibt Dokumente von solchen Menschenrechtsverletzungen, die

von kirchlichen Organisationen herausgegeben wurden. Wenn man die liest, kann man nicht sagen, daß das Problem erlidigt sei. Ich selbst habe in einem Fall gesehen, wie brutal Menschenrechtsverletzungen sein können: In einem großen Beerdigungszug wurde eine hochschwangere Frau, die von der Guerilla erschossen worden war, zu Grabe getragen. Sie diente als „Ersatz“ für ihren Mann, der bei der Polizei tätig war. Viele Priester und Laien haben von ähnlich brutalen Fällen erzählt.

Frage: Wie kann die internationale Gemeinschaft reagieren. Gegenüber Haiti etwa gibt es den Boykott, gegenüber China nicht. Welches ist der richtige Weg?

Weihbischof Grave: Ich habe den Eindruck, daß die internationale Gemeinschaft recht hilflos dasteht. Weil dieser Mangel vor Ort in Kolumbien erkannt wird, gibt es lokale und regionale Initiativen. Man versucht mit den vorhandenen Mitteln, etwa Publikationen oder runden Tischen, auf die Situation aufmerksam zu machen. Soweit ich sehe, ist das im Augenblick der einzige Weg, um einen ersten Schritt in Richtung Gerechtigkeit zu tun.

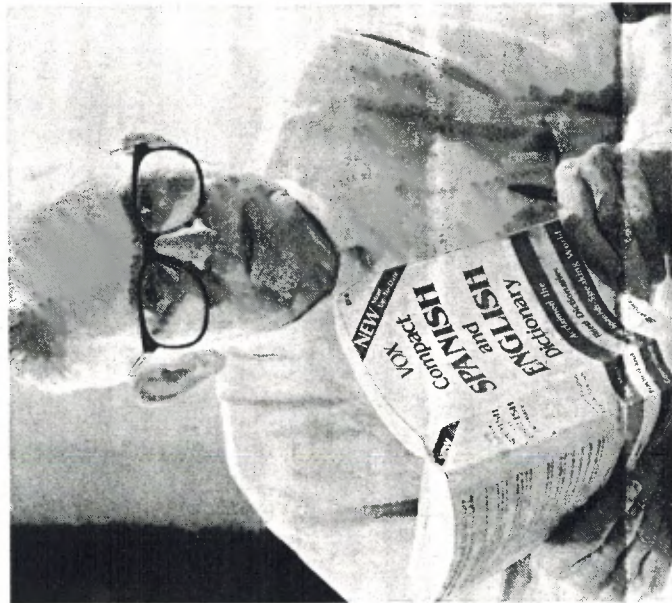
Ein Priester fürs Guinnessbuch der Rekorde

Mit 81 Jahren ging Louis O'Reillys Wunsch in Erfüllung

Verwitwet, 83 Jahre, katholischer Priester, sechs Kinder, 19 Enkelkinder und zwölf Urenkel. Nein, es handelt sich nicht um ein Quiz, bei dem aus sechs Begriffen ein falscher herausgegriffen werden soll und jeder unwillkürlich das Wort Priester streichen möchte. Louis O'Reilly ist katholischer Priester. Er ist 83 Jahre und verwitwet. Er hat sechs Kinder, 19 Enkelkinder und zwei Urenkel. Im Dezember 1992 wurde er zum Priester geweiht. Ein Priester für das Guinnessbuch der Rekorde, denn in so hohem Alter wurde noch kein Mann zum Priester geweiht. Das ergaben Recherchen im vatikanischen Archiv.

Louis O'Reilly war Milchmann. Der Wechsel vom Milchmann zum Priester war für ihn eine Traumkarriere. Geboren in Irland am 20. August 1911 als eines von 16 Kindern, kam er bereits mit dreieinhalb Jahren auf die Schule der Maristenbrüder. Als junger Mann wanderte er nach Amerika aus, wie so viele Gleichaltrige, denen Irlands Armut keine Zukunft bot. In dem Land seiner Hoffnung arbeitete er in vielen Jobs, auch als Bäcker, dann als Milchmann. Gemeinsam mit seiner Frau versuchte er, die Lebenssituation als armer Einwanderer zu meistern. Die Lebensbedingungen waren hart. Von 15 Kindern erreichten nur sechs das Erwachsenenalter. Doch Louis O'Reilly gab nie auf. Sein starker Glaube gab ihm und seiner Familie Halt.

Als Priester den Menschen zu dienen, war immer ein großer Wunsch von mir. Doch daß dieser Traum einmal Realität werden könnte, daran dachte er erst einige Jahre nachdem seine Frau gestorben war. Daß er ein guter Priester werden könnte, dafür sprach auch, daß er immer ein guter Familienvater war. Doch als der Witwer versuchte, seinen



Die Gottesdienste von Pater Louis sind gut besucht. Und obwohl es die Mitglieder seiner Gemeinde nicht stört, daß er die spanische Sprache noch nicht perfekt beherrscht, büffelt der 83jährige gebürtige Ire weiter fleißig Vokabeln. Aufn.: KNA

Wunsch in die Tat umzusetzen, stieß er dabei nur auf Schwierigkeiten und Hindernisse. Er mußte einen Bischof finden, der bereit war, ihn zu weihen. Es begann eine zwölfjährige Odyssee über die ganze Welt. Einige Bischöfe verlangten Kurse, Seminare, Prüfungen. Alles bestand er mit Auszeichnung. Mangelnde Religiosität und mangelnde Kenntnisse in theologischen Fra-

INDICES DE EL ESPECTADOR

Importaciones de alimentos y materias primas

Según información en puertos (toneladas)

	ACUMULADO A JUNIO	
	1993	1994
Aceite de palma	2.328	1.028
Algodón	13.656	16.120
Arroz		107.360
Frijol soya	79.177	37.802
Leche	4.515	1.532
Maiz	223.337	365.880
Trigo	338.002	563.362

FUENTE: Revista Sobornos - Diario de Puertos - Sec./Departamento de Estudios Agroeconómicos

FUNDACION SOCIAL y sus Empresas.



Ganancias útiles para los más pobres.

Seuchen

Schlauer als der Parasit

SPIEGEL-Reporter Jürgen Neffe über Manuel Elkin Patarroyo, Entdecker des Malaria-Impfstoffs SPf66

Wenn er von der „Schönheit der Chemie“ und der „Eleganz der Moleküle“ spricht, dann zeugen seine Worte von nichts anderem als dem leidenschaftlichen Verhältnis eines begeisterten Forschers zu seinen Labor-reaktionen – submikroskopisch kleinen, künstlich erzeugten Eiweißpartikeln, Peptide genannt.

Eine geradezu sinnliche Beziehung verbindet den kolumbianischen Wissenschaftler Manuel Elkin Patarroyo mit seinen synthetischen Geschöpfen, die bloßen Auges selbst in millionenfacher Vergrößerung nicht zu erkennen sind: Er „sieht“ nicht nur deren atomare Strukturen räumlich vor sich, wenn er an sie denkt oder wenn er von ihnen träumt. Mit den Händen scheint er, wenn er sie beschreibt, die Konturen seiner Moleküle abzutasten, hier eine Rundung umfassend, dort einer Einbuchtung folgend, als forme er unsicht-



Malariakranker (in Indien): Jedes Jahr drei Millionen Opfer

REUTERS

bare Skulpturen – bis sie jene Gestalt annehmen, mit denen der forschende Arzt irgendwann „alle Infektionskrankheiten besiegen“ will.

Seit fast 20 Jahren verfolgt der Drittweltforscher als einziger eine Idee, die allen Lehrbuchweisheiten widerspricht: Impfstoffe nicht auf herkömmlichem Weg mittels abgeschwächter oder unschädlich gemachter Erreger oder aus deren Bestandteilen zu entwickeln, sie auch nicht mit Hilfe der modernsten Methode, der Gentechnik, herzustellen, sondern allein auf Basis klassischer chemischer Synthesen.

„Völlig unmöglich“, war das einhellige Urteil von Kollegen und Konkurrenten, wenn sie ihn überhaupt beachteten. Es sei noch nicht lange her, erzählt Patarroyo mit einer Mischung aus Trotz und Triumph, da hätten ihn die meisten „wie ein Nichts“ behandelt.

Das kann sich nun niemand mehr erlauben: Am

Montag dieser Woche, drei Tage vor seinem 48. Geburtstag, bekommt der Kolumbianer in Bonn den Robert-Koch-Preis überreicht, eine der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen Deutschlands, der nicht selten später eine Einladung nach Stockholm folgt.

Den Preis erhält er für die erfolgreiche Entwicklung des ersten wirksamen Vakzins zum Schutz vor Malaria, der „Königin der Tropenkrankheiten“, und für sein völlig neuartiges Konzept der Herstellung.

Bereits seit den sechziger Jahren versuchen Wissenschaftler, Impfstoffe gegen das Wechselfieber zu entwickeln, an dem jährlich 300 bis 500 Millionen Menschen erkranken und bis zu 3 Millionen sterben, vor allem Kinder. Wie hilflos die Medizin, nicht zuletzt wegen der immer wieder auftretenden Resistenzen, der Seuche nach wie vor gegenübersteht, zeigt die derzeit in Indien grassierende Epidemie.

Im Prinzip wäre, wie bei Vakzinen gegen Viren und Bakterien, ein Impfschutz durch Injektion abgeschwächter Malariaerreger möglich. Doch die Parasiten, einzellige Lebewesen, lassen sich nicht in einer für Massimpfungen genügenden Zahl herstellen. Außerdem gilt eine so erzeugte Immunität als unsicher, da die per Mückenstich in den Körper gelangten Sporozoiten binnen



Immunforscher Patarroyo
„Ich liebe Eiweiße“

GEMMA

weniger Minuten in Leberzellen eindringen und sich dort vor einer möglichen Abwehr verstecken (siehe Grafik).

Einen Ausweg aus dem Dilemma schien die Gentechnik zu weisen. Mit deren Hilfe können Erbanlagen aus allen Erregerstadien nicht nur analysiert, sondern als Vorlagen für die gentechnische Herstellung unterschiedlicher Eiweißstoffe genutzt werden.

Proteine von der Oberfläche der Einzeller werden dann, so das Prinzip vieler Vakzine, dem Immunsystem des Geimpften wie eine Schimäre des Parasiten vorgeführt. Wird der Organismus später mit dem echten Keim konfrontiert, erkennt das Immunsystem die Proteine wieder und hält Antikörper und Immunzellen zur Abwehr bereit.

Seit etwa 15 Jahren versuchen Tausende von Wissenschaftlern weltweit, auf gentechnischem Weg verschiedene Malariaimpfstoffe herzustellen – bislang ohne Erfolg. Nur einer ging einen anderen Weg: der Kolumbianer Patarroyo, der inzwischen auch zu wissen meint, woran die anderen scheiterten.

Als „der Mann, der die Malaria besiegt“ (*Geo*), reist er nun durch das Land seines Idols Robert Koch, des Entdeckers von Tuberkulose- und Choleraerregern, schüttelt Bürgermeisterhände, trägt sich in Goldene Bücher ein, immer höflich und zugleich gehetzt, stets ernst, selbst im Lachen, das kindlich wirkt und mitunter sogar den leisen Wahn überdeckt, der in seinen unruhigen braunen Augen lauert.

An Deutschland hat er nicht nur gute Erinnerungen: Bei einem seiner Bittgänge um Geld sei er im Entwicklungshilfe-

ministerium „nicht einmal wie ein Bettler“ behandelt worden. Dankbarkeit verbindet ihn mit dem Deutschen Aussätzigen-Hilfswerk, das den Fortschritt seiner Forschungen sicherte, als er finanziell nicht mehr weiterwußte.

An das Laufen trotz Knüppeln zwischen den Beinen hat er sich gewöhnt. Selbst seit sich die Geschichte seiner Karriere wie die Chronik eines angekündigten Sieges liest, seit er vor gut fünf Jahren im Fachjournal *Nature* seinen ersten Durchbruch bekanntgab, ist er mit seiner Chemie das Schmutzdelkind unter den Impfstoff-Forschern geblieben.

Bereits 1972 hatte er in einem verfallenen Nebengebäude des Armenhospitals San Juan de Dios in Santafé de Bogotá das Instituto de Inmunologia gegründet. Heute ist das Institut mit rund 100 Mitarbeitern die größte und in ihrer Art bedeutendste Forschungsstätte in Südamerika.

Herkunft und Heimat waren für den in den USA ausgebildeten Arzt und Immunologen ausschlaggebend bei der Wahl seiner Methoden: Teure Gen- und Biotechherstellung eignet sich ebenso wenig für den Einsatz in Entwicklungs-



Malaria-Impfung in Kolumbien (1989)
Stirnrunzeln in der Fachwelt

ländern wie ein Impfstoff, der ununterbrochen gekühlt werden muß.

Wichtig für Patarroyos Entschluß, einsam gegen den wissenschaftlichen Mainstream anzuschwimmen und billige, lagerfähige, haltbare Peptide zu bauen, waren aber nicht zuletzt Gefühle: „Ich liebe Eiweiße“, gesteht er.

Anders als die immer gleichen Spinalketten der DNS, des Stoffes, aus dem die Gene sind, können Eiweiße alle denkbaren Formen haben, „wie Wolken am Himmel“. Sie seien es, die aktiv Leben ausmachten, und nicht die Gene, die eher passiven Plänen gleichen.

So wie man sich endlos mit dem Bauplan für ein Auto befassen könne, ohne dessen Funktionen zu verstehen, konzentriere sich die Forschung allzusehr auf die DNS: „Was nützen immer mehr entschlüsselte Erbanlagen“, fragt er, „wenn man nicht weiß, wozu sie gut sind?“

So wie man andererseits nur mit dem fertigen Auto fahren, seine Stärken und Schwächen untersuchen kann, so interessiert sich Patarroyo insbesondere für die Funktion der Eiweiße, „mit denen uns der Erreger narrt“. Mit Hilfe von Intuition statt allein mit dem Intellekt versucht er, das „herrliche Versteckspiel der Parasiten“ auf molekularer Ebene zu entschlüsseln.

Sprengsatz in der Wirtszelle

Entwicklungszyklus eines Malariaerregers

1

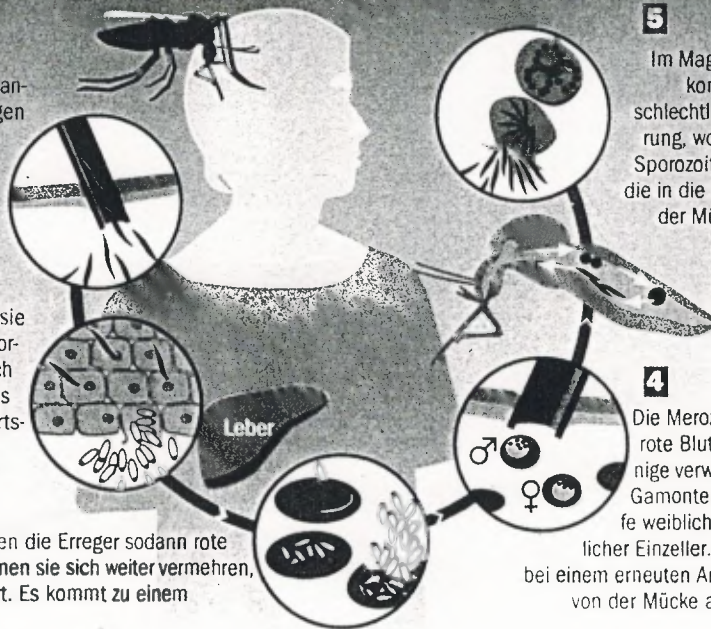
Mit dem Stich der Anopheles-Mücke gelangen die spindelförmigen Malariaerreger, sogenannte Sporozoiten, in die Blutbahn.

2

Mit dem Blut werden sie in Leberzellen transportiert, wo sie sich durch Teilung vermehren, bis sie schließlich die Wirtszellen sprengen.

3

Als Merozoiten befallen die Erreger sodann rote Blutkörperchen, in denen sie sich weiter vermehren, bis die Blutzelle platzt. Es kommt zu einem Fieberschub.



5

Im Magen der Mücke kommt es zur geschlechtlichen Vermehrung, wobei wiederum Sporozoiten entstehen, die in die Speicheldrüse der Mücke wandern.

4

Die Merozoiten befallen rote Blutzellen, und einige verwandeln sich in Gamonten, eine Vorstufe weiblicher oder männlicher Einzeller. Diese werden bei einem erneuten Anopheles-Stich von der Mücke aufgenommen.

larer Ebene zu durchschauen – und es ihnen zu verderben.

Patarroyo, der im kolumbianischen Amazonien mit einer unbegrenzten Zahl von Aotes-Nachtaffen experimentieren kann, konzentrierte sich von Anfang an auf die Merozoiten – auf jene Zwischenform der Malariaerreger, in der sie die Leber verlassen, rote Blutkörperchen befallen und später zerstören, was die berüchtigten Fieberschübe zur Folge hat.

Mit Hilfe einer bestimmten Sorte nach außen gerichteter Eiweißmoleküle, die Patarroyo mit „Händen“ vergleicht, „erkennt“ der Parasit die Blutzellen. Gelänge es, das Immunsystem so auf die „Hände“ anzusetzen, daß die Merozoiten „tastblind“ würden, ließe sich der Infektionszyklus unterbrechen.

Folgte der Kolumbianer bis hierher dem gleichen Gedankengang wie seine gentechnisch arbeitende Konkurrenz – an dieser Stelle trennen sich die einge-

Gibt es noch ein zweites Immunsystem?

schlagenen Wege. Die Erbgutexperten isolierten Gene des Parasiten und pflanzten sie Mikroorganismen ein, die sodann als lebendige Fabriken die entsprechenden Eiweiße herstellten. Aber die so gewonnenen Impfstoffe riefen keine ausreichende Immunantwort hervor, vermutlich weil sie zu groß und dem Parasiten allzu ähnlich sind.

Eine mögliche Erklärung: Mensch und Malariaerreger leben seit Äonen miteinander. Der Einzeller hatte genug evolutionäre Zeit, einen teuflischen Mechanismus zu entwickeln: Teile seiner Oberflächenproteine ähneln Teilen von menschlichen Eiweißen so sehr, daß die Abwehr sie nicht als „fremd“ erkennt und eine Immunantwort daher ausbleibt. Dieser Vorteil „schützt“ aber auch die ihrem Vorbild nachgebauten gentechnischen Impfstoffe.

„Wer die Mikroben besiegen will“, sagt Patarroyo, „muß schlauer sein als sie.“ Statt mit großen Proteinen versuchte er es deshalb mit vielen kleinen Fragmenten. Unter ihnen fahndete er nach jenen, die keine Ähnlichkeit zum Menscheneiweiß aufweisen, für das Entern der Blutzellen absolut notwendig sind und in seinen Äffchen die stärkste Immunantwort hervorriefen. Schließlich blieben drei Peptide übrig, die alle gewünschten Eigenschaften hatten.

Die kleinen Bruchteile der ursprünglichen Oberflächenproteine des Erregers baute er im Reagenzglas nach und verband sie – das war der entscheidende Schritt – unter Verwendung zweier weiterer Peptidstückchen fest miteinander.

der. Das Immunsystem erkennt offenbar dieses „zyklische Polypeptid“ als Fremdeiweiß – und entwickelt Immunität gegen Malaria.

Seit sich der SPf66 (für „Serum Plasmodium falciparum, Version 66“) genannte Impfstoff in großangelegten Feldstudien im Menschen als ungefährlich, frei von schädlichen Nebenwirkungen und – wenn auch nicht bei allen Probanden – als wirksam erwies, ist aus dem skeptischen Stirnrüzeln in der Fachwelt Erstaunen geworden.

„Endlich ein positives weißes Pulver aus Kolumbien“, flachst Patarroyo – ein Stoff zudem, der fast alles aushält („Den können Sie kochen“) und extrem billig ist: Zusammen gerade einmal 50 Pfennig kosten die nötigen drei Injektionen – „Kinder zahlen den halben Preis“.

Vertreter großer Pharmakonzerne boten dem Südamerikaner bis zu 70 Millionen Dollar plus Lizenzgebühren für das Patent. Doch der Mann aus Bogotá lehnte ab. Er hält es für unmoralisch, sich an Forschungen, die dem Wohle der Menschheit dienen, zu bereichern. Patarroyo schenkte das Patent, „im Namen des kolumbianischen Volkes“, der Weltgesundheitsorganisation. Spätestens dieser Akt, in seiner Radikalität einmalig in der Medizingeschichte, ließ Neider und Feinde verstummen. Ächtung weicht der Hochachtung.

Das Verfahren taugt offenbar nicht nur für Malaria. Mit derselben Strategie hat der Kolumbianer einen Impfstoff gegen Tuberkulose hergestellt, der sich in Mäusen bewährt hat und den er demnächst an Affen ausprobieren will. Außerdem arbeitet sein Team an einer Lepravakzine. Und für die Zukunft schließt der „Jefe“, wie ihn seine Mitarbeiter nennen, auch einen Schutz gegen Aids nicht aus.

Für seinen Malariaimpfstoff hat er bereits ein weiteres Eiweißstückchen dingfest gemacht und synthetisiert, das die Wirksamkeit des SPf66 von jetzt 30 bis 60 Prozent auf 95 Prozent steigern soll. Er glaubt sogar, daß es sich zur Schluckimpfung weiterentwickeln läßt.

Ob all das für einen Nobelpreis reicht, für den er bereits einmal vorgeschlagen worden ist? „Ich kenne den Standard für Stockholm“, gibt der als Egomane bekannte Workaholic in scheinbarer Bescheidenheit zu bedenken, „den habe ich noch nicht erreicht.“

Vielleicht muß er noch jenes Rätsel lösen, das seinen Impfstoff nach wie vor umrankt: Die Schutzwirkung der kleinen Gebilde ist mit dem heutigen Wissen der Immunologie nicht zu erklären. Warum sind viele der Impflinge gegen Infektionen gefeit, obwohl sich in ihrem Serum keine entsprechenden Antikörper nachweisen lassen? Warum lassen sich klassische immunologische Parameter nicht mit der Immunität in Zusammenhang bringen?

Patarroyo hat die Lösung vielleicht schon in der Hand. Bis zu deren offizieller Veröffentlichung im nächsten Jahr, die eine wissenschaftliche Sensation werden könnte, verliert er sich über seine Ergebnisse jedoch nur in geheimnisvollen Andeutungen.

Anscheinend ist er einem neuen Mechanismus auf der Spur, einer bislang unbekannt Funktion des Immunsystems, die weder mit Antikörpern noch mit Freß- oder Killerzellen zu tun haben soll. Womöglich handelt es sich um eine chemische Abwehr, bei der Biokatalysatoren, spezielle Enzyme, die Parasiten regelrecht entwandern.

„Das“, sagt Manuel Elkin Patarroyo, „wäre wieder ein Beispiel für die Schönheit der Chemie.“ □

DER SPIEGEL 44/1994

31.10.94

Elf Tote bei Verkehrsunfall. Elf Menschen sind in Kolumbien bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Das Unglück geschah auf einer Schnellstraße etwa 30 Kilometer südwestlich von Bogota, als ein Reisebus wegen eines Bremsversagens von der Straße abkam und sich mehrfach überschlug.

Stuttgarter Zeitung

Montag, 28. November 1994

Freudentränen nach dem Urteil: In neuem Prozeß Bewährungsstrafe für weiblichen Drogenkurier

Ein Sonderfall von Kokainschmuggel

Die Kolumbianerin Isabella X. hatte sich der Polizei gestellt und einen Dealer in die Falle gelockt

Von unserem Redaktionsmitglied Gudrun Wais

Als einen „Sonderfall“ von Kokainschmuggel und -handel haben Richter der 12. Strafkammer des Landgerichts die Geschichte der Isabella X. aus Kolumbien gewertet. Mild fiel daher die Strafe aus: 18 Monate auf Bewährung. Die 33 Jahre alte Frau hatte sich mit 3,2 Kilo Rauschgift

im Koffer freiwillig der Polizei gestellt und war danach bereit, als eine Art V-Frau bei der Überführung eines Hintermannes mitzuwirken. Dadurch konnte im September 1993 in einem Stuttgarter Hotel ein Mann verhaftet werden, der als großer Dealer eingestuft wird.

Im Februar dieses Jahres waren nach dem Urteil einer anderen Strafkammer bittere Tränen geflossen. Trotz der Kooperation mit den Behörden war Isabella X. zu zwei Jahren und drei Monaten Haft verurteilt worden. Auf ihre Revision hin hob jedoch der Bundesgerichtshof das Urteil auf. So kam es zur neuen Verhandlung.

Auch ihren jetzigen Richtern erzählte die 33 Jahre alte Frau, wie sie nach der Ermordung ihres Bruders in der Heimat für das Wohl der Familie sorgen mußte und in einen finanziellen Engpaß geriet. Da flatterten plötzlich 2000 Dollar „Kredit“ auf ihren Schreibtisch. Die großzügigen Geldgeber verlangten als Gegenleistung einen Kurierdienst, für den sie weitere 15 000 Dollar Lohn in Aussicht stellten. Ihr allzu schnelles Ja konnte sie nicht mehr zurücknehmen. „Das ist kein Spiel, denken Sie

an Ihre Familie“, drohten ihre Auftraggeber vom Drogenkartell in Cali.

Aus Angst hatte sie sich dann auf die Flugreise über Amsterdam nach Frankfurt gemacht – im Reisegepäck zwei Koffer mit 3,2 Kilogramm Kokain. In Frankfurt entschloß sich Isabella X., das Kokain im Wert von über eine halbe Million Mark der Polizei zu übergeben und sich zu stellen – allerdings nicht sofort auf dem Flughafen, sondern erst zwei Stunden nach ihrer Ankunft. Im ersten Prozeß war ihr dies noch zum Nachteil ausgelegt worden.

Eine Woche lang spielte die junge Frau weiter den Kurier, um die Polizeibeamten auf die Spur der Hintermänner zu bringen. In entsprechenden Telefonaten mit einem „Carlos“ wurde sie in ein Nobelhotel nach Stuttgart dirigiert. Das war am 14. September 1993. „Carlos“ mit der Code-

nummer 0969, alias Edgar M. alias Alfonso F. reiste an, um die 3,2 Kilo Kokain zu übernehmen und ging in die Falle. Er wurde Mitte April 1994 in einem Prozeß, in dem Isabella X. die Kronzeugin war, zu fünf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt.

Beim neuen Richterspruch gegen Isabella X. am Montag flossen wieder Tränen – diesmal vor Freude. Die Strafkammer gab ihre sichergestellten 1464 Dollar frei und hob den Haftbefehl gegen sie auf. Vorsitzender Richter Hartenstein und seine Beisitzer werteten die Umstände des ungewöhnlichen Falles gewichtiger als ihre Kollegen vor acht Monaten. Die Kolumbianerin kam nach 13 Monaten Untersuchungshaft auf freien Fuß. Bleibt zu hoffen, daß es Isabella X. gelingt, unterzutauchen. Denn die Drogenbosse in ihrer Heimat verstehen bekanntlich keinen Spaß.

Montag, 5. September 1994

Stuttgarter Zeitung

Zwei „Paten“ in Kolumbien gefaßt

Für die Drogenbosse liegen schon Auslieferungsanträge vor

BOGOTA (dpa). Zwei der mächtigsten Drogenbosse Südamerikas sind den Sicherheitsbehörden Kolumbiens innerhalb weniger Tage ins Netz gegangen. Nachdem erst am Mittwoch der Bolivianer Antonio Percy Rojas in Bogota verhaftet worden war, wurde am Samstag in der kolumbianischen Hauptstadt nun auch Venezuelas „Rauschgiftpate“ Larry Tovar Acuna dingfest gemacht. Die Regierung Kolumbiens prüfte am Sonntag drei Auslieferungsanträge: Um Percy Rojas wollen sich Bolivien und die USA gerichtlich kümmern; der in seinem Heimatland bereits zu zwölf Jahren Haft verurteilte und 1993 unter mysteriösen Umständen geflohene Tovar Acuna soll dagegen in Venezuela hinter Gitter kommen.

Wie ein Polizeisprecher mitteilte, wurde Tovar Acuna in einem nördlichen Vorort von Bogota zusammen mit zwei weiteren Personen festgenommen. Als der Mafioso in seinem Auto vor einem Haus im Viertel Bolivia angehalten habe, hätten ihn Beamte der Geheimpolizei DAS, die den Mann seit mehreren Tagen verfolgt hätten, bereits erwartet und sofort umzingelt. Tovar Acuna, der die Drogenhändlerbande „Euroamerikanische Connection“ angeführt hat, habe bei der Verhaftung keinen

Widerstand geleistet. Tovar Acuna war erst im März des vergangenen Jahres in Venezuela zu zwölfjährigem Freiheitsentzug verurteilt worden. Doch bereits im September 1993 wurde er aus dem Gefängnis „El Rodeo“ nahe von Caracas freigelassen. Eine bis heute nicht ermittelte Person hatte damals dem Interimspräsidenten Ramon Velasquez ein Begnadigungsdekret untergeschoben, das von dem im Februar aus dem Amt geschiedenen 78jährigen Staatschef gutgläubig unterzeichnet worden war. Erst als Tovar Acuna bereits über alle Berge war, fiel der Schwindel auf. Der Fall wurde offiziell bisher noch nicht gänzlich geklärt; die Sekretärin des Interimspräsidenten mußte wegen grober Fahrlässigkeit ins Gefängnis.

Zum ersten Mal verhaftet wurde dagegen der Bolivianer Antonio Percy Roca. Der „Schwarze“, wie Roca im Milieu genannt wird, gilt als mächtigster Drogenboß seines Landes. Er wird auch von der US-Justiz gesucht. Roca pflegte nach Erkenntnissen der bolivianischen Behörden enge Beziehungen zum kolumbianischen Cali-Kartell. Er soll von seinem Heimatland aus monatlich mindestens anderthalb Tonnen Kokain in die USA, nach Europa und Japan „exportiert“ haben.

Stuttgarter Zeitung

Freitag, 25. November 1994

16 Tonnen Marihuana in Hamburg konfisziert

HAMBURG (rtr). Der Hamburger Zoll hat am Donnerstag die Rekordmenge von 16 Tonnen Marihuana sichergestellt. Dies entspreche einem Schwarzmarktwert von rund 100 Millionen Mark und sei die größte jemals in Deutschland gefundene Menge des Rauschgiftes, sagte Oberfinanzpräsident Hans de la Motte vor Journalisten in Hamburg. Das aus Rotterdam kommende Seeschiff „CGM Magellan“ habe das Rauschgift im kolumbianischen Hafen Buenaventura an Bord genommen. Nach dem derzeitigen Ermittlungsstand sei die Ladung für eine nicht weiter benannte Hamburger Firma bestimmt gewesen. Die Drogen seien in einem Container der in Hongkong beheimateten „CGM Magellan“ entdeckt worden. Laut Frachtunterlagen habe die Fracht Lederstreifen enthalten. Zollbeamte hätten anhand der Papiere sowie von Risikoanalysen den Container bereits vor der eigentlichen Zollabfertigung für eine Kontrolle ausgewählt. Die Drogen seien in Zwei-Kilogramm-Paketen in chilenischen Fischmehlsäcken gelagert gewesen. Zur Tarnung lagerten an der Containertür Lederabfälle und Plastikschuhe. Die chinesische Besatzung habe mit der Sache nichts zu tun.

Freitag, 16. September 1994

Fünf Jahre Haft für Organhändler

Kabinettt legt Gesetz vor – Inder verkaufen Nieren per Anzeige

BONN (AP/dpa). Der Handel mit menschlichen Organen lebender Spender soll künftig in Deutschland verboten werden. Die Bundesregierung beschloß gestern in Bonn den

Entwurf eines Strafrechtsänderungsgesetzes des Justizministeriums, wonach Organhändlern bis zu fünf Jahre Haft oder Geldstrafen drohen.

Neben Händlern sollen auch die Transplanteure bestraft werden. Die Empfänger eines Organs dürfen jedoch nur in Ausnahmefällen strafrechtlich belangt werden können. Die Strafbarkeit erstreckt sich auch auf Handlungen von Deutschen im Ausland. Im Vordergrund der Regelung steht der Handel mit nicht regenerierungsfähigen Organen, bei denen das gesundheitliche Risiko für den Spender besonders groß ist. Verboten ist jedoch auch der Handel mit Haut, Knochenmark und Lebersegmenten. Dem Bundestag wird der Gesetzentwurf aber erst nach der Wahl zugeleitet.

Das Geschäft mit den Organen

lebender Spender floriert, so lange Armut herrscht und Kranke auf eine lebensrettende Transplantation warten. Der illegale Handel mit menschlichen Ersatzteilen hat Organschlepperbanden in Ländern Lateinamerikas, in Indien und China entstehen lassen. Die meisten westlichen Staaten haben Verpflanzungen verboten, für die lebende Spender einen Teil ihres Körpers verkaufen.

In Indien verkaufen Menschen per Anzeige Körperteile, um ihre Existenz zu retten. Der Subkontinent hat sich nach Ansicht von Kriminalisten eine führende Position auf dem Markt erobert, in dem eine

Mafia aus Mittelsmännern, Ärzten, medizinischem Personal und Gutachtern gewissenlos aber lukrativ operiert. 1992 sollen in Indien etwa 6000 Nieren verpflanzt worden sein, fast alle an Ausländer. Diesen Transplantations-Tourismus kann das Bonner Gesetz nicht eindämmen.

info Auf dem Schwarzmarkt in Lateinamerika ist eine Niere mindestens 31 000 Mark wert. Ein Herz wird mit 7500 Mark, Arm- und Beinknochen mit bis zu 15 000 Mark gehandelt. Kasse machen die Händler, die Spender werden, wenn überhaupt, mit geringen Summen abgespeist.

Zorra-canguro



Henry Agudelo/EL TIEMPO

MIENTRAS MUCHOS OTROS aspiran a lograr casa, carro y beca, algunos más prácticos tienen los llamados carros Triple C: casa, carro y cama. En este caso se trata de una "zorra-canguro". No es gran cosa, pero constituye su medio para conseguir el sustento. Y representa lo

que comúnmente se llama echarse sobre los hombros el peso de la familia. Ojalá estos niños que se levantan, dentro de lo que vulgarmente se llama una "vida perra" —cuyo representante tampoco faltó en la escena—, tengan una ayuda oficial que les ofrezca mejor futuro.

Autoren

Satansbrut der Karibik

Gunar Ortlepp über den neuen Roman von Gabriel García Márquez



Romanschauplatz Cartagena de Indias*: Hundebiß im Trubel des Marktes

Zur Siesta im Orangengarten ruht der Marqués de Casalduero in seiner Hängematte, während die Insassinnen der angrenzenden Irrenanstalt ihm zärtliche Obszönitäten zuruft.

Splitternackt wankt durchs verwahrloste Haus im Moderhauch der Vergänglichkeit seine Ehefrau Bernarda, die ehemals so „stolze Mestizin aus der sogenannten Ladentisch-Aristokratie“, und ihr Leib, aufgebläht durch „übermäßigen Genuß von gegorenem Honig und Kakaotabletten“, gibt „explosionsartig übelriechende Winde von sich, die den Wachhunden Angst einjagten“.

Im Quartier der schwarzen Sklaven aber, wohlvertraut mit den Sprachen, Tänzen und Zauberkünsten Afrikas, wächst Sierva María de Todos los Angeles heran, das von den Eltern gehaßt und fast schon vergessene Töchterchen, ein schmächtiges Geschöpf mit kupferfarbenen leuchtenden Haarflut, so lang wie die Schleppe einer Braut.

* Um 1930.

** Gabriel García Márquez: „Von der Liebe und anderen Dämonen“. Aus dem Spanischen von Dagmar Ploetz. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln; 224 Seiten; 38 Mark.

Kein Zweifel, so fabuliert nur einer: Gabriel García Márquez, vielgepriesen als „Número uno“ der lateinamerikanischen Literatur, berichtet in seinem neuesten Roman „Von der Liebe und anderen Dämonen“**.

Die wunderbaren Wirklichkeiten seiner kolumbianischen Heimat in den tropisch schwülen Regionen am Karibischen Meer, wo urgewaltig der Regen fällt und die Welt noch erfüllt ist von Mythen und Mysterien: mit welcher überschwenglichen Einbildungskraft, welche üppig wuchernden Fabeln, poetischen Kapriolen und schwindelerregenden Aufschneidereien hat er sie seinen Lesern nun schon vor Augen geführt.

Die tragisch-groteske Saga der „Hundert Jahre Einsamkeit“ im Bananendorf Macondo hat er erzählt, hat im „Herbst des Patriarchen“ dem Urtyp aller lateinamerikanischen Diktatoren ein monströses Denkmal gesetzt und mit Herzenslust auch „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“ besungen – die wilde Liebe in der Jugend und die milde im Alter, die der lustigen Witwen und einsamen Jäger, diese ganze süße Liebe in all ihrem Schmelz und

Schmalz, so wie sie eben „wirklich ist im Leben: fast wie eine Seifenoper“.

Diesmal jedoch, in seiner unsäglich traurigen, schaurigen Liebes- und Leidenslegende aus ferner Vergangenheit, beschwört der alte Magier die Mächte der Finsternis herauf. Die bösen Geister der Dummheit, die Dämonen des Aberglaubens, der Bigotterie und des Hexenwahns flattern durch die Gassen der kolumbianischen Hafenstadt Cartagena de Indias. Ihr unschuldig Opfer wird die kleine Sierva María sein.

Arme Marquesita! Sie erlebt gerade ihren zwölften Geburtstag, als sie im Trubel des Marktes von einem tollwütigen Hund gebissen wird. Und obgleich

Nächte der Seligkeit im Kloster von Santa Clara

der Biß nur einen winzigen Kratzer am Knöchel hinterläßt und nichts auf eine Infektion hindeutet; obwohl noch dazu Don Ygnacio sich endlich seiner verstörten Tochter zuwendet, sie zurückholt ins Herrenhaus und verhält sich in väterlicher Zuneigung – trotz alledem nimmt das Melodrama der unerhörten Begebenheiten seinen verhängnisvollen Lauf.

Kaum hat die Kleine etwas Fieber, da eilen, vom tiefbesorgten Marqués alarmiert, die Ärzte herbei, reißen die vernarbte Wunde auf und traktieren das inzwischen feurige Geschwür mit ätzenden Pflastern. Mit Blutegeln, Senfumschlägen und „tödlichen Suden“ rücken sie der Patientin zu Leibe und setzen ihr gnadenlos so lange zu, bis sie, geschunden am ganzen Körper, sich in Krämpfen und Delirien „vor Schmerz und Wut jaulend“ am Boden wälzt.

Und kaum haben die Kurfuscher das unglückliche Mädchen seinem Schicksal überlassen, da nimmt sich auch schon der Bischof des Falles an. „Untrügliche Zeichen dämonischer Besessenheit“ sieht Don Toribio in Sierva Marias Anfällen von Raserei und schickt sie zur Überwachung ins Kloster von Santa Clara. Dort, im „Trakt der Lebendigbegrabenen“, soll Pater Delaura ihr geistlichen Zuspruch spenden und zu gegebener Zeit den Teufel austreiben.

Doch der Pater, Don Toribios Schüler und engster Vertrauter, erweist sich als ein kläglich Exorzist. Eisiger Schweiß bricht dem bleichen Asketen aus, als er die kreolische Jungfrau, die ihm in der märchenhaften Pracht ihres flammenden Haars zuvor schon im Traum erschien, zum erstenmal leibhaftig in ihrem Kerker erblickt und jählings erkennt, „daß etwas Ungeheures in seinem Leben begonnen hatte“.

Gehetzt von den Dämonen der Liebe, stürzt Pater Delaura in die Hölle der Begierden, Zweifel und Gewissensnöte, spricht in „obszönen Hexametern“ und holt die eiserne Geißel hervor, um den sündigen Geist im schwachen Fleisch zu züchtigen. Der Bischof in seinem Zorn entzieht dem Unseligen schließlich alle Privilegien – als Pfleger bei den Leprakranken muß er fortan Buße tun.

Allein, „keine Ozeane oder Gebirge, keine irdischen oder himmlischen Gesetze, keine Höllenmacht“, nichts kann ihn mehr von dem geliebten kleinen Satansbraten trennen. Und so schleicht er Nacht für Nacht aus dem Hospital, gelangt durch einen geheimen Tunnel bis vor die hohen Klostermauern, überwindet auch diese kraft seines Glaubens und betritt bald schon die Zelle „mit der

Selbstverständlichkeit eines Ehemannes“, der von des Tages Mühsal nach Hause kommt.

Bald auch erwartet ihn Sierva María mit „solchem Verlangen, daß schon sein Lächeln ihr den Atem wiedergab“. In Stunden der Seligkeit flüstert er ihr Liebesonette ins Ohr, „in Sümpfen des Begehrens“ wälzen sich die Liebenden „bis an die Grenzen ihrer Kräfte: erschöpft, aber jungfräulich“, in keuscher „Erwartung des glücklichen Tages, an dem sie frei und verheiratet sein würden“.

Eines Morgens aber kommen die Büttel. Sie scheren der Delinquentin das schöne Haar vom Kopf, überschütten sie kübelweise mit Wasser, stecken sie in eine Zwangsjacke und schleifen sie in die Klosterkapelle, wo der Bischof, prunkend in großem Ornat, mit einem fürchterlichen Bannfluch die Prozedur der Exorzismen beginnt.

Tobend vor Entsetzen unter Folterqualen, mit dem „Geschrei von Höllenvögeln“, dem „ungeheuren Brüllen wildgewordenen Viehs“, beweist Sierva María den frommen Peinigern ihre teuflische Verderbtheit, bis endlich der Tod sie erlöst und verklärt. „Vor Liebe gestorben, mit strahlenden Augen und der Haut einer Neugeborenen“, liegt sie in ihrem Verlies, und „die Haarstümpfe stiegen wie Bläschen aus dem rasierten Schädel auf, und man sah sie wachsen“.

Damit, in der Manier alter Märtyreren, beschließt García Márquez seine haarsträubend finstere Geschichte von Liebe, Tod und Teufel in den Zeiten der Heiligen Inquisition.

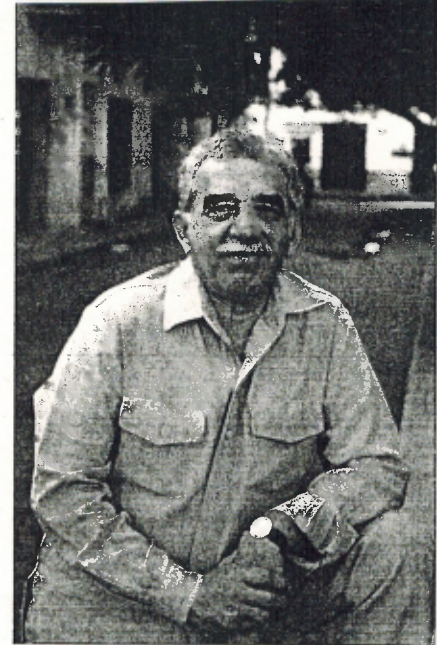
Sie spielt, wie sich unschwer erraten läßt, im späteren 18. Jahrhundert, als Cartagena noch ein Bollwerk der spani-

Funkelnde Bilder aus der ersterbenden Welt spanischer Herrschaft

schen Herrscher war, und der Autor weiß denn auch von einem neuen Vizekönig zu berichten, der auf der Durchreise zum Regierungssitz in Santa Fé de Bogotá dort weilte mitsamt seinem Gefolge und „einem Streichquartett, das ihm die Königin gegen die Langeweile in Amerika geschenkt hatte“.

Freilich, lang schon dahin sind Cartagenas Tage des Ruhms und der Pracht, verblichen ist der „Glanz der Vergangenheit“, alles kündigt von Siechtum und Verfall. „Schwankend im Morast der Erinnerung“, schleppt sich der Marqués durchs Alter, ein düsterer Mann von „schwachem Verstand“, mit „kraftlosen Gebärden“ und „einer lilienhaften Blässe durch den Blutverlust, den ihm die Fledermäuse im Schlaf beibrachten“.

Erloschen sind die „Zigeuneraugen“ seiner plebejischen Ehegefährtin Ber-



Romancier García Márquez
Höllische Mächte des Hexenwahns

narda, die in ihrer Jugendblüte als gerissene Geschäftsfrau den schwunghaftesten Sklavenschmuggel betrieb, bevor sie sich in „unstillbarer Gier“ dem „hemmungslosen Gerammel mit den Sklaven der Zuckermühle“ hingab und sie „truppweise“ abfertigte, „im Gänsemarsch auf den Pfaden zwischen den Bananenpflanzungen“.

Und in seinem Bischofspalast, vollgestopft mit dem „Gerümpel von zwei Jahrhunderten“, sitzt in „stentorhafter Leibesfülle“, von „böartigem Asthma ausgehöhlt“, der greise Don Toribio, heimwehkrank nach dem fernen Spanien, und meditiert gramerfüllt über die unausrottbaren bösen Geister im unterjochten Amerika: „Wir haben den Ozean überquert, um dem Gesetz Christi Geltung zu verschaffen, und das ist uns bei den Messen gelungen, bei den Prozessionen und den Patronatsfesten, aber nicht in den Seelen.“

So enthüllt sich in phantastischen Szenen und funkelnden Bildern, durchzogen vom Reigen trauriger Gestalten, die ersterbende Welt spanischer Kolonial- und Klerikalherrschaft – nicht lange mehr, dann bricht mit den Verheißungen von Freiheit, Vernunft und Menschenwürde ein neues Zeitalter an.

Doch es wird ein endloses Zeitalter der blutigen Revolutionen und Diktaturen werden, der ewigen Inquisitionen, Verfolgungen und Folterungen, der Todesfurcht und des Schreckens, und bis zum heutigen Tag flattern die Dämonen der Finsternis durch die Wirklichkeit Lateinamerikas. □

Eine andere Lolita

Gabriel García Márquez erzählt „Von der Liebe und anderen Dämonen“ · Von Marcel Reich-Ranicki

Auch in unserer Zeit gibt es Romane, die uns bedauern lassen, daß sie eine letzte Seite haben. Einen solchen Roman, ein Buch von geringem Umfang und großer, ja gewaltiger Wirkung verdankt die lesende Welt dem kolumbianischen Schriftsteller Gabriel García Márquez.

Er ist jetzt 67 Jahre alt, wir haben es also mit einem Alterswerk zu tun. Aber für ihn gilt, was man gern und oft sagt und was leider nur selten zutrifft: García Márquez ist alt geworden und jung geblieben. Zu unser aller Glück hat sich der Sturm seiner frühen Jahre nicht gelegt: Er kann lieben und hassen, bewundern und verachten wie eh und je, er hat nicht aufgehört, an der Welt zu leiden und die Welt, wie sie ist, zu rühmen und zu verdammen. Daß er für diese Leiden den angemessenen, den vollkommenen Ausdruck wie von selbst findet, davon haben uns die besten seiner vorangegangenen Bücher längst überzeugt. Das neue, „Von der Liebe und anderen Dämonen“, steht ihnen bestimmt nicht nach. Doch ohne gleich besser oder schöner zu sein, ist es wohl reifer und weiser.

Der üppige, der wuchernde und überfließende Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ und der herrliche, in der Erinnerung immer herrlichere Roman von der „Liebe in den Zeiten der Cholera“ verweisen schon in ihren Titeln auf die Motive im Mittelpunkt des Werks von García Márquez – auf zwei Motive, die sich oft zu einem einzigen vereinen. Denn auf den Menschen, von denen erzählt wird, lastet der Fluch der Einsamkeit, von der nur die Liebe erlösen kann. Und sie sind geschlagen mit der Liebe, die ihnen in schrecklichen Zeiten viel Unglück, aber schließlich auch das größte Glück beschert.

„Von der Liebe und anderen Dämonen“ ist ein historischer Roman: Er spielt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts an der Küste des Karibischen Meers, genauer, in jener spanischen Kolonie, auf deren Boden später die Republik Kolumbien gegründet wurde. Die Verhältnisse in dieser Kolonie interessieren mich kaum mehr als jene im Sudan oder im Grönland des sechzehnten Jahrhunderts. Unser Leben, so will es mir scheinen, ist zu kurz, um historische Romane zu lesen – es sei denn, wir haben es mit epischen Kunstwerken zu tun. Diese aber haben keine andere Epoche im Sinn als die Gegenwart: Sie verwenden die historische Einkleidung und den historischen Hintergrund als Mittel der Verfremdung und der Stilisierung. Ihr Motto lautet: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Gleichnishaft sind denn auch die Wege und Geschehnisse der leidenschaftlichen, der heißblütigen Menschen, von denen uns García Márquez im neuen Buch erzählt. Ob jung oder alt, ob arm oder reich – sie finden sich im Leben nicht zurecht. Ver zweifelt allesamt, leiden sie an ihrer Ein-

Der Marqués schwört, nie wieder zu heiraten – und heiratet sehr bald eine verführerische und raubgierige Mestizin: Ihr „hungriger Schoß“ hätte die Belegschaft einer ganzen Kaserne befriedigen können. So ist sie denn auch nicht bereit, die hartnäckige Zurückhaltung ihres Gatten zu akzeptieren: „Überfallartig bestieg sie ihn in seiner Hängematte, knabbelte ihn mit dem Rocksäum seines Beduinengewands... und raubte ihm ruhmlos seine Unschuld.“ Sieben Monate später bringt sie ein Mädchen zur Welt, von dem die zerstrittenen Eltern nichts wissen wollen.

Ich muß mich beherrschen, um nicht von weiteren Personen zu erzählen, die auf dieser farbenprächtigen Bühne auftreten und sich im Gedächtnis einprägen, obwohl viele alsbald wieder verschwinden. Es sind Menschen ohne Aufgabe und ohne Ziel. Ihr Leben wird von nichts anderem bestimmt als von der Genußsucht. Gelegentlich ist von Werten der christlichen Zivilisation die Rede. Doch klingt dies wie Hohn. Denn der Roman skizziert das Bild einer Gesellschaft ohne Moral. Bescheidener ausgedrückt: ohne Anstand.

In einer solchen Gesellschaft muß Sierva María, die unerwünschte Tochter des Marqués und der wollüstigen Mestizin, verkommen und zugrunde gehen. Nur schwarze Sklaven kümmern sich um sie – so wird aus ihr eine Fremde inmitten der Welt, in die sie hineingeboren wurde. Das störrische Mädchen ist, obwohl noch ein Kind, das am leidenschaftlichsten begehrte Wesen im Roman von García Márquez, eine Geliebte und Liebende zugleich. Sie ist zwölf Jahre alt. Also vielleicht eine Schwester jener kleinen Dolores, die man Lolita genannt hat? Ja: auch hier wird am Beispiel eines Kindes die Liebe in ihrer Unbedingtheit und in ihrer Ausschließlichkeit gezeigt, die Liebe ohne Grenzen.

Aber Sierva María ist weder schön noch attraktiv, sie will auch niemanden bezaubern, von der Liebe hat sie noch nichts gehört und nichts gespürt. Sie ist nur hilflos und bemitleidenswert – und ist es um so mehr, seitdem ein Hund sie gebissen hat. Ein tollwütiger Hund? Man kann es nicht ausschließen. Kurpfuscher und Quacksalber nehmen sich der vermeintlichen Patientin an – und bringen sie bald bis an die Grenzen des Wahnsinns. Brüllend und beißend, schlagend und spuckend wehrt sich das gequälte Kind gegen alle und alles. Und sie schwindelt unentwegt: Die Lüge ist ihre stärkste Waffe, ihre einzige Kommunikation. Da sich nichts erreichen läßt, greift die Kirche ein, die Inquisition beginnt ihr Werk: Man schafft Sierva María in ein Nonnenkloster.

Die Dämonen, von denen das Mädchen nach Ansicht der Geistlichen und der Wunderheiler besessen ist – dort sollen sie ausgetrieben werden. Und der es verrichten muß, der nicht mehr ganz junge Pater Cayetano Delaura, ist so einsam und

Übrigens ist ihm nicht daran gelegen, aus der anderen Lolita eine attraktive Nymphe zu machen. Im Gegenteil: Sierva María bleibt bis zum Ende des Buches eher reizlos – und jener, der ihr, statt sie vom Teufel zu befreien, zu einem anderen Dämon verholfen hat, ist eher blaß. Denn nicht dieses Paar besingt der kolumbianische Erzähler, er besingt die Liebe.

Er liefert uns ein so deutliches und reiches Bild des Zeithintergrunds, daß man den Roman leicht als Porträt des untergehenden spanischen Kolonialreiches verstehen und, wie mir scheint, mißverstehen kann. Das Buch ist in viel höherem Maße ein episches Pamphlet gegen die katholische Kirche, wenn nicht gegen das Christentum. Am Ende sagt García Márquez über den Pater Cayetano: „Er war von der Idee besessen zu flüchten, so weit weg wie möglich von der Unterdrückung durch die christliche Welt.“ Und der Heilige Geist? „Unbesorgt“ gesteht der Pater, er sei immer schon überzeugt gewesen, daß der Heilige Geist „mehr auf die Liebe als auf den Glauben gibt“.

Wer nicht den geringsten Respekt vor den Religionen hat und erst recht nicht vor den Kirchen, der findet sich auf nahezu jeder Seite dieses Romans bestätigt – ob dies vom Autor angestrebt wurde oder nicht. Jedenfalls zeigt er mit Wut und mit Abscheu die Intoleranz und die Inhumanität jener Institution, die sich fortwährend auf den weisen und gütigen Juden beruft, der einst am Kreuz erblich.

Ein Jude ist es auch, der hier die Aufklärung repräsentiert: ein von der Iberischen Halbinsel verbannter Arzt, dem man neben der mutmaßlichen päderastischen Veranlagung auch noch seine empörende Lektüre vorwirft. Denn er liest Voltaire. Von ihm stammt die vergebliche Diagnose: Er sagt voraus, das Mädchen werde nicht der Tollwut zum Opfer fallen, sondern der Grausamkeit der Kirche. Zielt das wirklich auf Verhältnisse im achtzehnten Jahrhundert ab? Noch einmal sei es gesagt: Um die Gegenwart, nur um die Gegenwart geht es.

Das alles sieht García Márquez mit einem festen und nüchternen Blick, niemals fällt er aus dem Ton. Er gehört zu jenen Erzählern, die man als „souverän“ bezeichnet. Was ist damit gemeint? Zunächst einmal die Synthese aus Nähe und Distanz, aus Erregung und Gelassenheit. Natürlich, das kennen wir schon aus seinen früheren Romanen – die Phantasie, die grandiose Fabulierfreudigkeit, die Intensität der Atmosphäre und die Tiefe des Lebensgefühls. Auch das neue Buch ist mit großem, doch nie leerem Pathos geschrieben, mit einer kaum zu überbietenden Emphase, auch hier gibt es gelegentlich melodramatische Akzente, ohne daß sie je dieses Kunstwerk beeinträchtigen könnten. Denn sie werden stets mit diskreter Ironie gemildert und relativiert.

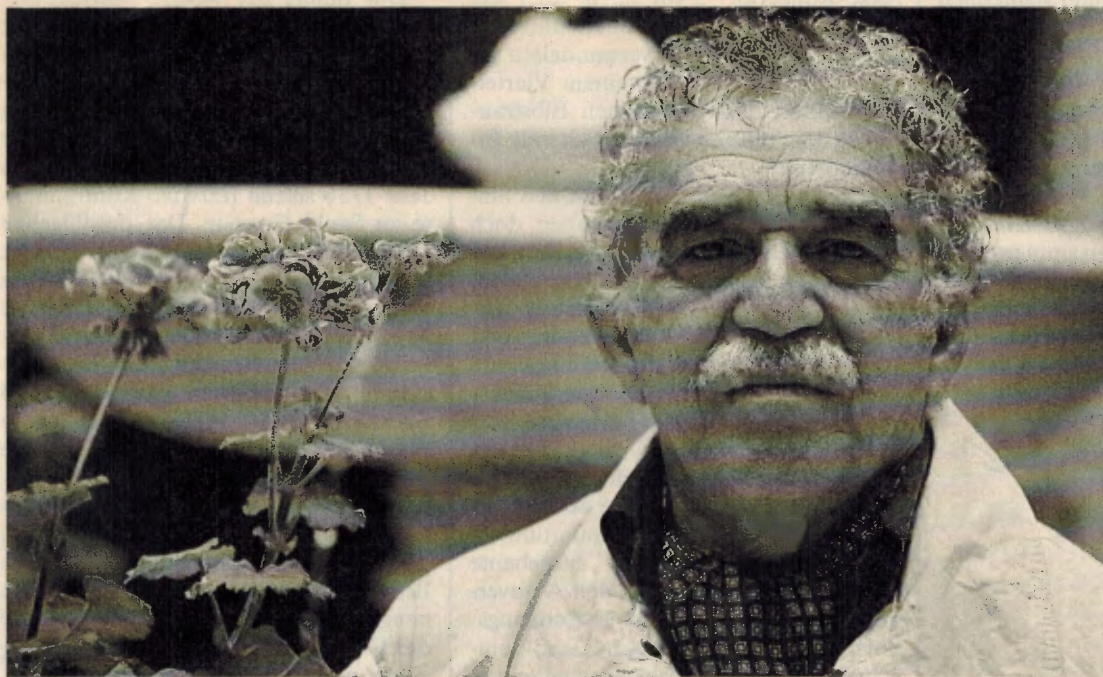


Foto Pablo Juliá

Er liebt, haßt, verachtet und bewundert wie je. Auch in seinem neuen Roman, der „Von der Liebe und anderen Dämonen“ handelt, erweist sich der siebenundsechzigjährige Gabriel García Márquez als leidenschaftlicher Erzähler, der nicht unbedingt besser oder schöner schreibt als in seinen früheren Büchern, wohl aber reifer und weiser.

samkeit. Sie sehnen sich nach der Liebe, auch wenn sie sich dessen nicht immer bewußt sind: Sie brauchen die Liebe, sie sind auf sie angewiesen.

Einsam ist der Marqués von Casaldueiro, ein professioneller Müßiggänger, dessen Siesta keinen Anfang und kein Ende hat: Die meiste Zeit verbringt er in einer Hängematte zwischen zwei Orangenbäumen seines prächtigen Gartens. Bis zum Mannesalter kennt er keinen Beruf und auch keinen Ehrgeiz. Mit den Frauen hat er noch nie zu tun gehabt. Erst eine temperamentvoll-aufdringliche Insassin der benachbarten Irrenanstalt weckt sein erotisches Interesse. Da sie ihm Botschaften auf Papierschwalben zukommen läßt, sieht er sich genötigt, etwas zu erlernen, was ihm bisher erspart geblieben ist – das Lesen nämlich und das Schreiben.

Doch gezwungen durch eine Klausel im Testament seines Vaters, heiratet der Marqués eine andere. Und lebt weiter so, wie er immer schon gelebt hat: als unnützer Junggeselle. Das erträgt die Gattin nicht. Als ihre Geduld zu Ende ist, begibt sie sich in das Schlafgemach ihres unberührten Mannes: „Ich bin Herrin über die Hälfte dieses Bettes, und ich komme, sie einzufordern.“ Indes ist alles vergeblich, er bleibt eisern, sie aber gibt nicht nach. An einem Tag, da „der Himmel hoch und wolkenlos war“, sinkt sie in Gegenwart ihres Mannes nieder – vom Blitz erschlagen ...

isoliert wie jene, die er erlösen soll. Aber anders als sie hat er ein Zuhause, eine Heimat. Sein Zuhause ist die Bibliothek, seine Heimat die Literatur. Er kennt die Poesie besser als das Leben. Als sich in ihm der Verdacht regt, die Dämonen, von denen er das Mädchen befreien soll, hätten nun auch ihn selber heimgesucht, ist er ratlos: Er wird „aufgewühlt von der Offenbarung, daß etwas Ungeheures und Unumkehrbares in seinem Leben begonnen hatte“. Was begonnen hat, sagt uns García Márquez vorerst nicht, vielmehr zeigt er auf die einfachste Weise die Folgen des „Ungeheuren“: „Er dachte an sie, und je mehr er an sie dachte, desto größer war das Verlangen, an sie zu denken.“ Banal? Gewiß. Denn alle Geschichten von der Liebe ähneln einander und erzählen beinahe immer von der Bosheit der Welt, die das Glück zweier Menschen nicht zuläßt.

Und es entspricht durchaus einer alten literarischen Tradition, daß der Liebende bei der Dichtung Zuflucht sucht – hier bei den Versen des großen Spaniers Garcilaso de la Vega. Mehr noch: Die gemeinsame Lektüre dieser Dichtung ist es, die der Liebe des ungleichen Paares ein besonderes Fluidum verleiht. „An jenem Tage lasen sie nicht weiter“ heißt es über Paolo Malatesta und Francesca da Rimini. Mehr als einmal paraphrasiert García Márquez diese wohl berühmteste Zeile der italienischen Literatur.

Aber der Unterschied ist ebenfalls unverkennbar. Um es etwas zu überspitzen: Der alte García Márquez erzählt, ohne zu schildern. Beschreibungen, gar ausführliche sind seine Sache nicht. Es dominiert die knappe Mitteilung. Ob sie ein Tier betrifft, einen Menschen oder einen Palast – dieser Erzähler begnügt sich stets mit wenigen Sätzen, oft mit wenigen Worten. Das Ergebnis: ein *Theatrum mundi*, dessen Farben hell und düster sind, dessen Klänge uns betören und schauern lassen. Gabriel García Márquez macht das Gesicherte durchsichtig und das Geschaute anschaulich.

Wer weiß, daß der Roman „Von der Liebe und anderen Dämonen“ in kolonial eingefärbtem Spanisch des 18. Jahrhunderts geschrieben ist, der kann die außerordentlichen Schwierigkeiten ermessen, die die Übersetzerin Dagmar Ploetz zu bewältigen hatte. Ohne das Original zu kennen, darf man es nicht wagen, ihre Leistung zu beurteilen. Doch ziemt es sich zu sagen, daß diese Prosa in der deutschen Übertragung auch noch da beglückt, wo sie Schrecken einjagt.

Gabriel García Márquez: „Von der Liebe und anderen Dämonen“. Roman. Aus dem Spanischen übersetzt von Dagmar Ploetz. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1994. 224 S., geb., 38,- DM.

Botero: "He usado las palabras feas del arte moderno"

El entusiasmo de la ciudad adelanta la inauguración oficial de las gigantescas esculturas en el centro de Madrid

Una poderosa grúa terminó ayer de instalar la última de las 21 esculturas de bronce de Fernando Botero (Medellín, 1932), situada frente a la fuente de Cibeles. El artista colombiano se encontraba al pie del

enorme torso, fotografiándose con los organizadores y los transeúntes que se acercaban a pedirle autógrafos. Era el punto final de un trabajo que será inaugurado oficialmente el próximo día 12, pero que

los madrileños han hecho suyo desde este pasado fin de semana. Fernando Botero se siente muy satisfecho con la calurosa recepción de la gente, pero afirma que esa aceptación de su obra es fruto de una lar-

ga y difícil trayectoria en contra de las corrientes dominantes del arte. "En mi obra he usado las palabras feas del arte moderno", dice. Y cree que el secreto de su éxito está en la honestidad de su trabajo.

FIETTA JARQUE. Madrid
El conjunto monumental de esculturas que preside desde ayer el paseo de Recoletos permanecerá allí hasta el 12 de agosto. Un período que, aun antes de la inauguración se siente corto, porque las figuras se han hecho familiares desde el momento de su instalación. Antes sucedió lo mismo en París y Nueva York. Las esculturas seguirán su paseo por varias capitales del mundo, y es previsible que despierten el mismo fenómeno de simpatía general que han causado ya en Madrid.

Pregunta: Su obra ha causado en Madrid una inmediata euforia de visitantes. ¿Qué cree que la hace tan accesible?

Respuesta: Mi obra es accesible porque llevo 40 años insistiendo sobre la misma idea. Mi obra en principio era la más inaccesible que se pueda usted imaginar, ha tenido muchas resistencias y las sigue teniendo en ciertos círculos. Estas obras están produciendo una reacción popular y no sé bien por qué, es como por ósmosis. Esta obra no es fácil, es difícil de digerir, difícil de aceptar. Lo que pasa es que está hecha con tal honestidad y con tal fuerza, debo decirlo, que finalmente acaba por imponerse. Y sobre todo está hecha con un carácter totalmente personal, porque yo tengo mis convicciones que son clarísimas y la gente siente la originalidad de la obra. No es una obra que nació impuesta de antemano, porque no fue hecha para gustar. Fue hecha porque tenía que ser así.

P: Dice que su obra era difícil de aceptar cuando empezó. Entonces era, además, mucho más crítica con la sociedad.

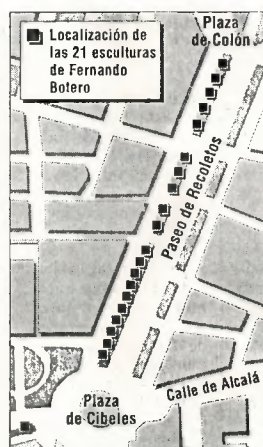
R: Yo tengo 45 años de carrera como pintor y me pasé 20 o 25 años muy mal. Lo que me mantuvo en ello fue la insistencia, la convicción, la certeza de que uno está haciendo lo que debe, diciendo sí a uno mismo. Y al final eso acaba por imponerse. Mis primeras obras sí eran más críticas. Durante mi juventud pasé un momento de protesta contra muchas cosas: la guerra de Vietnam, las dictaduras latinoamericanas, el clero metido en asuntos criticables... Pero el tiempo pasa y uno se hace más escéptico. Uno no cree que las cosas son blanco o negro. Es lo que ha pasado a todo el mundo, lo que ha pasado con la izquierda, por ejemplo. Por eso en los primeros cuadros había una sátira mucho más clara, que hoy día no tengo. Pero en el fondo, la razón de existir de mi trabajo nunca fue la sátira. La razón de existir fue el estilo, la pintura, el color, la forma, la composición, el dibujo. Había ese elemento más, pero la base estaba en lo pictórico y lo escultórico, que es lo que hace que una obra pueda sobrevivir. No es la sátira porque, como ocurre con los frescos de los muralistas de la revolución mexicana, uno ya no sabe quiénes son los buenos y quiénes los malos. Con el tiempo es igual, los buenos y los malos dependen de quién esté escribiendo la historia.

P: ¿Por qué ha sido tan criticada su obra?



Fernando Botero, ante su escultura *Mujer fumando*, en el paseo de Recoletos.

MIGUEL GÉNER



El carril de las miradas

Los patrocinadores de la exposición de Botero, Caja de Madrid, tenían previsto cubrir las esculturas con unos lienzos hasta el día de la inauguración. Pero han desistido ante la demanda natural y completa con la que la gente las había hecho suyas desde el momento de su instalación. Ayer por la mañana, miles de personas se paseaban mirando las estatuas alineadas a lo largo del paseo de Recoletos, invadien-

do el carril bus para poder observarlas mejor. Por la tarde se habían colocado vallas para improvisar un carril botero y permitir que, mientras hubiese poco tráfico, los transeúntes pudieran pasear y fotografiarse con las orondas esculturas.

Los niños parecían ser los más animados con estas enormes figuras de bronce, que pesan entre 550 y 2.200 kilos. Iban de una en una y trepaban con toda li-

bertad entre las patas de los caballos o sobre los muslos de las gordas mujeres desnudas. Fernando Botero firma autógrafos sin cesar, con esa cortesía y afabilidad que lo identifican. Pero además lo hacía con verdadero placer, porque, según él, no esperaba una reacción tan espontánea y positiva ante sus obras. "Cuando estuvieron instaladas en París la gente las acogió como lo han hecho en Madrid",

dijo, "pero lo que me impresiona aquí es la alegría con la que se acercan a ellas".

El artista no puede evitar ciertos recuerdos que lo atan a Madrid y que ahora se hacen más cercanos. "Hace años viví en una pensión cerca del Prado y después en un apartamento modesto en la calle Almirante, 34. Quién iba a decir que años después tendría mis esculturas instaladas aquí y a tanta gente alrededor".

R: Mi obra habla por sí sola. Yo no he hecho nunca como muchos artistas de hoy, que actúan de acuerdo a lo que les dice la crítica y han seguido los carriles que les ha trazado la mentalidad del momento. Yo he hecho mi trabajo a contracorriente, haciendo lo que me da la gana, y usando todos los tabús que prohibía el arte de vanguardia: la figuración, que el cuadro tenga una historia, que haya una ternura. Mi obra la he hecho usando las palabras feas del arte moderno, y no me ha importado. Lo he hecho con una gran independencia. Por eso, mi obra habla por sí sola.

P: Usted ha atravesado los movimientos de vanguardia sin vincularse a ellos. ¿Cómo ve ese otro camino que usted no siguió?

R: Ese camino ha tocado los dos extremos. No hay sino dos

extremos en todo esto: la extrema figuración y la extrema abstracción. En estos últimos 30 años, en los que hubo movimientos de gran interés, se llegó por un lado al hiperrealismo —que pinta las cosas tal como las ve el ojo humano— y por otro lado, al arte conceptual —el momento en que la abstracción es tan radical que suprime al objeto—. Son los dos extremos que no se habían tocado nunca en la historia del arte, lo cual ya es una cosa importante. Y ahora todo lo que se hace cae entre ambos puntos. El aspecto espectacular que se logró mientras se llegaba a estos extremos se ha agotado y todo lo que se hace cae al centro y pierde toda relevancia. Yo pienso que el único futuro que tiene el arte es el testimonio personal de artistas que van a tener algo que decir y

que van a encontrar en sí mismos la forma de decirlo. Pintores como Francis Bacon, Balthus o Chagall, son gente que han dejado testimonios personales y que hallaron la forma de decirlos. No veo otro futuro en el arte. Todo lo demás serán expresiones más o menos débiles, sin ese carácter extremo tan importante en el arte. Lo único que no se agota nunca es la humanidad del artista. Es algo que no será reemplazado nunca ni por la fotografía ni por el cine. Hasta que no se invente una máquina que fotografíe la mente del artista esa capacidad de expresarlo pertenecerá solo al creador. Hoy en día hay una necesidad de hacer algo espectacular. El arte fue siempre espectacular por su novedad. En los años sesenta esa experimentación llevó al supuesto de que menos es más: el arte iba despo-

jándose de cosas y era cada vez más simple hasta llegar al minimalismo, hasta que se despojó del objeto. Antes era una fórmula más fácil: suprima y tire para adelante. Hoy han cambiado las reglas del juego; sólo nos queda el "sea usted mismo". Antes no había esa frontera que muchos buscan en la idea filosófica del arte. Antes el artista era artista primero y después crítico, hoy en día se produce una filosofía antes de la pintura. Muchas veces se parte de una reflexión hecha por los críticos y de las cuales los pintores son ilustradores. Es lo que pasó con el color field de los Estados Unidos, en las que críticos como Clement Greenberg dictaba la teoría y después había pintores que hacían los cuadros. Hoy en día tiene que restablecerse el orden: primero la pintura y después la crítica.

Botero hace la vista gorda

VIERNES 13-5-94

Galería Marlborough. Madrid
Orfila, 5
Hasta el 18 de junio

EN este festivo mes de mayo, Fernando Botero ha vuelto a Madrid y ha armado el taco, como dicen los buenos aficionados. Todo el mundo sabe que Botero ha regresado con sus obras. En la calle, los conductores de autobuses, los jóvenes estudiantes, las señoras de buena familia, los pensionistas de la tercera edad, los niños, en resumen, todos están alborotados con la obra de Botero. Desde que en el Paseo de Recoletos se han colocado sus esculturas monumentales, aquello es una romería: los coches se paran a mirar, el público salta a la calzada a ver las obras con perspectiva, el personal pisa el césped ante la desesperación de los jardineros que no pueden hacer frente a los apasionados visitantes. Así pues, la intervención de Botero en esta capital mesetera, ahora tan conflictiva y desabrida, hace renacer en ella elementos de vieja ciudad castiza de corralas. La gente, que generalmente no se para a hablar con nadie, se pone a discutir en medio de la acera sobre la obra del artista colombiano y ante los micrófonos de las radios todo el mundo se explaya con sorprendente locuacidad.



Luis Ramirez

Dos de las esculturas que se exponen en el Paseo de Recoletos

Y es que nadie se corta en dar su opinión sobre Botero. Habrá quien piense que esto es fruto de un inteligente y amplio despliegue de medios, pero ello no es totalmente cierto, pues tenemos experiencias de grandes convocatorias muy preparadas que luego se quedan en nada porque no llegan

a calar en el público. La veintena de esculturas de Botero son de grandes dimensiones, pero no son ni mucho menos las más grandes que se han visto en nuestra ciudad, por lo cual hemos de desear que la expectación haya sido suscitada sólo por las dimensiones monumentales de los bronce. Se nos ocurre una explicación más sencilla: las obras de Botero son cercanas a la gente y respiran amabilidad. El público está un poco cansado de revulsivos, quizá la realidad cotidiana se ha puesto tan dura que se desea una cierta tregua y el reposo que propicia un arte próximo y bello.

El canon grueso de Botero acorta mucho las distancias. La gente está acostumbrada a ver en el cine, en la publicidad y en las revistas ilustradas personas de estilizada belleza, inalcanzables y distantes. Los personajes de Botero representan el polo opuesto, son familiares y en sus formas nos recuerdan a nuestros propios parientes y representan a la mayor parte de las personas que pueblan las aceras de nuestras ciudades. Y, además, están tratadas con cariño y con respeto. La sociedad actual es verdaderamente cruel en sus criterios estéticos y media humanidad anda de cabeza con la dictadura del peso y la figura, por ello no es extraño que vean en Botero a un liberador, un artista que abre puertas y permite ver a la mayoría cómo es en realidad, sin avergonzarse. Y si a este punto de

partida conceptual se une el dominio técnico del que hace gala Botero en cada una de las facetas de su arte, no nos tiene por qué extrañar su éxito arrebatador y el baño de multitud que rodea a su persona y a sus obras.

Además de sus esculturas urbanas, Botero expone ahora una colección de dibujos sobre lienzo. El artista no puede ocultar su preferencia por el trazo del lápiz; se percibe que se recrea en las líneas, que ama el dibujo. Por eso no se puede considerar esta obra desde ningún punto de vista, secundaria. El uso del color es también contenido y se aprecia que Botero no quiere perturbar con él la esencia de un dibujo de empaque clásico. En cuanto a temática el artista sigue siendo extraordinariamente fiel a sí mismo y ello nos hace pensar hasta qué punto es inexacta la catalogación de Botero como un realista. La atmósfera de sus personajes, de sus naturalezas muertas y de sus ciudades más ideal que real, tienen un aura de ensueño, de intemporalidad, incluso con matices de un cierto costumbrismo de ambiente romántico. Una vez oí explicar al autor que al retratar estos personajes de formas tan características quería darles un mayor valor simbólico para distanciarlos un poco de la sociedad real y cotidiana.

Así comprendemos mejor el sentimiento de felicidad que suelen irradiar sus figuras, desde sus mujeres desnudas y apicaradas hasta sus grupos familiares. Es una felicidad ideal pero muy afinada en las sensaciones reales porque Botero siempre huye de la identidad entre lo poético y lo incorpóreo. Para Botero el cuerpo es decir, lo carnal, es el asiento del bienestar. Por ello sus personajes transpiran un bienestar muy tranquilizador. Sin embargo, nosotros debemos engañar con Botero; él mismo es una persona de trayectoria muy comprometida, nada conservadora que vive con gran preocupación la situación de su tierra natal, de modo que cuando él dibuja la calle de una vieja ciudad antioqueña llena de personajes, de vida y tranquilidad no es el mensaje de la persona que se niega a cerrar los ojos ante la realidad actual, sino la expresión de su deseo por un mundo mejor y más humano.

Álvaro MARTÍNEZ-NOVILLO



«Venus», 1993. Lápiz y acuarela sobre lienzo (131 x 106)

¿SABIA USTED?

POR JORGE SALGADO URIBE
 especial para MOTOR



◆ 1804 fue el año en que los ingleses Richard Trevithick y Andrew Vivian pusieron en movimiento la primera locomotora propulsada por vapor y que movilizó el primer convoy sobre rieles, consistente en 5 vagones, y en un trayecto de 16 kilómetros, lo que se constituyó en el primer ferrocarril del mundo.

◆ En el año de 1825, Welwood Hyslop, inglés residente en Jamaica y amigo de Simón Bolívar, le propuso a éste la construcción de un ferrocarril en el istmo de Panamá, que en ese entonces se había anexado al territorio colombiano. La idea era comunicar los océanos Atlántico y Pacífico por una vía férrea que reemplazara la tortuosa travesía en mula y canoas fluviales.

◆ Siendo presidente, el general Tomás Cipriano de Mosquera, en el año de 1846, cristalizó esa idea otorgando la concesión de construcción y explotación a la firma estadounidense Panamá Railroad Company.

◆ Cuatro años después de empezada la obra, el 27 de enero de 1855, "a medianoche, entre la oscuridad y los relámpagos y bajo la lluvia, el último riel fue colocado; y al día siguiente el primer tren cruzó desde un océano a otro".

◆ El ferrocarril de Panamá fue el quinto en construirse en el mundo y con apenas 80 kilómetros

de recorrido, se constituyó en una de las empresas más rentables del mundo: su costo original fue de siete millones de dólares y hasta 1904 repartió dividendos por casi 38 millones de dólares.

◆ De acuerdo con los contratos firmados por el gobierno colombiano, su participación era del 3 por ciento de las utilidades, lo que le permitió obtener fondos suficientes para iniciar otros ferrocarriles, todos iniciados bajo la modalidad de concesión a empresas privadas.

◆ Para el año de 1880 ya estaban en construcción cuatro nuevos ferrocarriles, todos ellos orientados principalmente a la comuni-

cación de las principales capitales con puertos fluviales o marítimos que permitieran mecanizar el transporte de bienes de importación y exportación. Estos eran: El Bolívar, que comunicaba a Puerto Colombia con Barranquilla; Cúcuta, a Puerto Villamizar con Cúcuta; Antioquia, a Medellín con Puerto Berrío; Pacífico, a Cali con Buenaventura.

◆ Al finalizar el siglo pasado, Colombia ya contaba con 12 ferrocarriles distribuidos por diferentes lugares del territorio nacional pero, tristemente, en 1904, con la separación de Panamá, Colombia perdió no solamente ese territorio, sino su primer gran ferrocarril, obra de trascendencia mundial en la historia, que paralelamente contribuyó a otra más grande: el Canal Interoceánico.

◆ Estas dos grandes obras, impulsadas por colombianos durante el incipiente desarrollo de la joven República de Colombia, se nos esfumaron de las manos, pero se constituyeron, en alguna medida, en el pilar de posteriores desarrollos "gracias" a la indemnización recibida por ellas: 25 millones de dólares.

◆ La indemnización contribuyó enormemente a la terminación y desarrollo de nuevos ferrocarriles;

su "pico" llegó hacia 1940, con un total de 18 líneas y 3.216 kilómetros de carrileras. Luego, se inicia su gran declive: en 1960 solo operan 8, incluyendo algunos privados. La situación hoy en día, 1994, ¡es caótica! ¡No es resumible! El único que funciona eficiente y regularmente es privado y transporta carbón de las minas de El Cerrejón hasta Puerto Bolívar, en el departamento de la Guajira.

◆ En el gobierno anterior, se propuso una interesante idea: la construcción de un superferrocarril, secundado por grandes autopistas que comunicarían los puertos del Golfo de Urabá con algún gran puerto marítimo sobre el Océano Pacífico, lo que se constituiría en un "canal" terrestre complementario del marítimo de Panamá. ¡Esperemos que este proyecto no duerma en los archivos gubernamentales, como tantos otros!

◆ El proyecto del canal interoceánico del río Atrato y el río San Juan en territorio del Chocó, es tan antiguo como el de Panamá. Confiamos en que, al llegar al año 2000, no tengamos que sufrir otro "dolor de muela" como el de Panamá, porque ya no tendremos en esta segunda oportunidad a quién echarle la culpa. ■



HAMBURG (DT/dpa). An der Wiege der Aerovias Nacionales de Colombia, in der Luftfahrtwelt als Avianca bekannt, standen fünf Kolumbianer und drei Deutsche. Und als die junge Fluggesellschaft ihren Betrieb aufnahm, startete sie mit zwei F-13-Maschinen aus dem Hause Junkers in Dessau. Heute, 75 Jahre später fliegen 21 Jets und sechs Fokker-50 mit dem Signum der ältesten Fluggesellschaft Lateinamerikas, das längst auch auf den Flughäfen von Frankfurt und Paris, von Madrid und New York präsent ist. Aus den acht Gründern wurden 4 200 Beschäftigte.

Die Geschichte der Avianca ist so wechselvoll wie die der Weltluftfahrt. Sie gehört zu den drei ältesten Fluggesellschaften überhaupt. Strittig ist eigentlich nur, ob sie die zweit- oder drittälteste ist. Doch das ist im Grunde auch schon Ansichts- und Definitionssache. Das Fundament zur Avianca wurde von Deutschen gelegt.

Gegründet wurde das Unternehmen am 5. Dezember 1919 als deutsch-kolumbianische Transportgesellschaft Sociedad Colombo-Alemanos de Transportes Aereos (SCADTA). Die drei Deutschen unter den Gründern waren vor der wirtschaftlichen Not in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg ausgewandert. Es waren Albert Tietjen, Stuart Hosie und Werner Kämmerer, ein anerkannt tüchtiger Techniker. Kaum war die Fluggesellschaft aus der Taufe gehoben, wurden noch drei Deutsche, die Techniker Guillermo Schnurbusch und

Fritz Hammer, die bei den Marinefliegern gedient hatten, und der erfolgreiche Jagdflieger Hellmuth von Krohn, angeworben.

Die Enthusiasten der SCADTA entschieden sich für das von Professor Hugo Junkers konstruierte erste Ganzmetall-Verkehrsflugzeug der Welt, die 9,60 Meter lange Junkers F 13, das zum Standardflugzeug vieler junger Fluggesellschaften wurde. Von der F 13, die schon eine Reisegeschwindigkeit von 140 Stundenkilometern erreichte und zwei Piloten und vier Passagieren Platz bot, wurden insgesamt 332 Exemplare in den verschiedensten Versionen gebaut. Zwei dieser Tiefdecker aus Duraluminium bestellte die SCADTA.

Im Sommer 1920 trafen die beiden Flugzeuge in Kolumbien ein. Am 19. Oktober 1920 führte der Jungfernflug der Junkers FC 13 „Columbia“ von der Hafencity Barranquilla nach Girardot. Der Pilot war Hellmuth von Krohn. Girardot und Puerto Berrio waren die ersten Ziele. Zwölf Passagiere und 850 Kilogramm Gepäck wurden noch 1920 transportiert.

Der Durchbruch gelang am 11. Dezember des Jahres: Krohn landete als erster auf dem notdürftig hergerichteten 2 700 Meter hoch gelegenen Flugfeld der Hauptstadt Bogota, begrüßt vom kolumbianischen Präsidenten Marco Fidel Suarez, dem ganzen Kabinett und dem Diplomatischen Korps. Damit hatte Krohn den von einer Zeitung ausgesetzten Preis für die erste Landung in Bogota gegen den Amerikaner

Knox Martin gewonnen. Die SCADTA wurde schnell bekannt. Krohn stürzte vier Jahre später tödlich ab. Von 1930 an hatte die Pan Am die Führung übernommen.

Schon wenige Jahre später wurden auch Ziele im benachbarten Ecuador und Venezuela mit der Junkers W 34 angefliegen, der Weiterentwicklung der F 13. Die SCADTA erweiterte ihre Dienste nach Mexiko, Kuba und Florida. Der Aufschwung des Unternehmens Ende der zwanziger Jahre ist vor allem Peter Paul von Bauer zu verdanken, der vor allem auch einen regelmäßigen Luftpostdienst aufbaute. 1930 übernahm dann die mächtige Pan Am die Aktienmehrheit der kleinen, finanzschwachen SCADTA und damit auch ihre internationalen Dienste. Die deutschen Flugzeuge wurden gegen amerikanische ausgetauscht.

Acht Jahre darauf schlossen sich die SCADTA und Kolumbiens zweite, inzwischen gegründete Fluggesellschaft SCAO (Servicio Aereo Colombiano) sich zur heutigen Avianca zusammen. Die deutsche Gründerherrlichkeit war damit endgültig vorbei. 1932 hatten deutsche SCADTA-Piloten eine entscheidende Rolle in den kolumbianisch-peruanischen Kriegswirren gespielt, die von Kolumbien dank der Luftwaffe zu seinen Gunsten entschieden wurden. Heute ist die Avianca nur noch eine von vielen Fluggesellschaften Südamerikas - mit großer Tradition und schwieriger wirtschaftlicher Zukunft.

Por los aires

2D/EL TIEMPO/VIERNES 24 DE JUNIO DE 1994



Manuel Saldarriaga/EL TIEMPO

EL CONDUCTOR, sentado sobre el separador del puente de la avenida Boyacá con Eldorado, recordaba la sorpresa y el susto que sintió cuando el viejo camión se levantó del

suelo y quedó en el aire debido al peso excesivo de la carga de varillas de hierro. Ciertamente no se trató de un caso de equilibrio, sino un reto a la ley de gravedad.

LÄTTIA

Kaufmannsgilde Stuttgart e.V. gegründet 1877

229

November 1994

Kolumbien – Guatemala – Costa Rica

Von „Chinquiquira nach Chichicastenango“ – so lautete die Überschrift des Lichtbildervortrages am 30. Juni 1994 unseres Zweiten Gildeworstandes Karl Kästle von seinen Reiseindrücken über einen lateinamerikanischen „Pilgerpfad“. Kolumbien, das Land des Kaffees, hat seit jeher die Lätitiner sehr fasziniert. Deshalb war der Zuhörerkreis an diesem Gilde-Abend auch dementsprechend groß.

In seiner Einleitung umschrieb der Redner zunächst die Geschichte, und hier hauptsächlich den Handel mit Lateinamerika: „Vor mehr als 500 Jahren suchten die europäischen Handels- und Königshäuser einen neuen Weg nach Indien, um sicherer und schneller an die so begehrten Gewürze zu gelangen. Der Weg über den Vorderen Orient war durch die ständigen politischen Konflikte oder anderen Problemen, oft unpassierbar.

Indien fanden sie nicht, auch nicht die sehnlichst erwünschten Gewürze, doch hörten sie, als sie Amerika entdeckten, von dem unermeßlichen Reichtum im Lande des „**El Dorados**“ – „**dem Lande des Vergoldeten**“. Wie konnten die damaligen Landesfürsten, wie im Falle Kolumbiens, derartige Reichtümer und Geschmeide anhäufen? Vor allem durch den regen Handel mit dem kostbaren Salz. Dieser Reichtum wurde im großen Stil und ohne Pardon nach Europa gebracht. Heute hält ein anderes weißes Gold den Atem der Welt wieder an – die Drogen. Im Gegensatz zu damals fließt nun der nicht endend wollende Geldstrom teilweise zurück in die Länder, welche vor 500 Jahre durch die Raubzüge der Conquistas ausgeblutet wurden.“

Nach dieser Einführung begann die Reise per Dias in Frankfurt/M., wo es zunächst viel Aufregung gab durch einen Bombenalarm im Rhein-Main-Flughafen. Herrnach stand nichts mehr im Wege, und nach einer Flugzeit von ca. 12 Stunden war Bogota erreicht.

Santa Fe de Bogota, das frühere Bagata, ist die Hauptstadt von Kolumbien und hat rund 6,5 Millionen Einwohner.

Hier wirkt auch Salesianer Pater Javier Nicolo, bei uns in Lätitia durch seinen Besuch 1991 bestens bekannt.

Seit mehr als 30 Jahren hat er mit seiner Arbeit rund 7 000 Straßenkindern und Jugendliche resozialisiert.

Auf der weiten Reise durch das Land konnte man eine der größten Blumen- und Orchideenvielfalt der Welt bewundern, von denen es hier rund 2 500 Arten gibt. In Gigante steht einer der ältesten Bäume Kolumbiens, eine Ceiba, ca. 200 Jahre alt. Bei einer Reise kann man bekanntlicherweise viel erleben, so u. a. Erdbeben und schwer passierbare Wege oder den Verlust (Diebstahl) einer Kamera. Zwischendurch wurde vom Auto auch mal auf Pferderücken umgesattelt, um die Hügellandschaft von San Augustin dem Alto de Lavapatas und Estrecho de Magdalena zu erkunden. Hier hatte sich besonders der deutsche Archäologe K. Th. Preiss sehr verdient gemacht, der bei seinem damaligen Kolumbienbesuch vom 1. Weltkrieg überrascht wurde. Der Schiffsverkehr nach

Europa war unterbrochen, Preiss konnte nicht nach Hause. Er nutzte die fatale Zwangspause (1913–1919); während die Heimat im Chaos versank, brachte er Ordnung in eine fremde Kultur. Weitere Stationen war Popayan, die Stadt der Universitäten mit rund 150 000 Einwohnern. Leider wurde der historische Ort mit seiner schönen Kathedrale durch das schlimme Erdbeben 1983 stark zerstört. Hier in Popayan konnten wir per Dias eine eindrucksvolle Prozession an 3 Abenden erleben, die alljährlich in der Karwoche abgehalten wird, wobei die verschiedensten Altäre durch die nächtlichen Straßen getragen werden.

Dann wurde Armero erreicht, die Stadt, welche am 13. November 1985 durch die Vulkankatastrophe des Nevado del Ruiz völlig zerstört wurde. Ca. 25 000 Menschen fielen damals den Naturgewalten zum Opfer. Hier half der Deutsch-Kolumbianische Freundeskreis, dem auch unser Karl Kästle angehört, mit Spenden eine Schule mit 12 Unterrichtsräumen für max. 1 000 Schüler und 25 Lehrern zu erstellen. Die Einweihung erfolgte am 11. November 1988 und der Schulbeginn war 1989. Der 5. Jahrestag 1994 wurde natürlich festlich mit Paraden und Gesängen begangen.

Die Reise ging weiter nach **Guatemala**, in die ehemalige Hauptstadt Antigua am Fuße des Vulkanes Agua. Faszinierend an dieser durch ein verheerendes Erdbeben 1773 zerstörten und inzwischen teilweise wiederaufgebauten Stadt, sind die Ruinen von Kirchen und Klosteranlagen, die Marimba-Musiker in ihren liebevoll eingerichteten Restaurants und Herbergen, die Kirche La Merced, ein Meisterwerk des Churriguerismus mit seinem bizarren Barockstil und dem Prozessions-Altar für 88 Träger, und vor allem der Ort Chichicastenango mit seiner Maya-Kultur und reiliosen Bräutchen.

So sahen wir den hoch über den Atitlan-See gelegenen Aussichtspunkt (Mirador) mit der Gedenkstätte des 1944 ermordeten und vom Volk noch immer verehrten Präsidentenkandidaten Mario Mendez Montenegro.

Die riesige Tempelanlage von Tikal, die herrlichen Pyramiden mit ihren steilen Treppen, in der auch wildelebende Truthühner zu sehen waren oder die birnenförmigen Nester der Webevögel, rundeten das Reiseprogramm durch Guatemala ab.

Ein besonderes Erlebnis war die Durchquerung von **Costa Rica** mit seinen vielen Nationalparks, in denen es nach einem Regenschauer und Tropenregen viele exotische Pflanzen und Tiere zu bewundern gab. Typisch für dieses Land sind die bemalten Ochsenkarren, die weiten Bananenplantagen, die naturzerstörende Urwaldrodung, der herrliche Badestrand von Punta Cocles/Karibik und die primitive Holzbohlenbrücke mit dem bezeichnenden Namen „Puente Religiosa“ – hier muß man Gottvertrauen besitzen, um über diese Brücke fahren zu können!

Nun ging es wieder zurück nach **Kolumbien**. Vorbei an Haciendas mit Kaffee- und Ananasplantagen und vielen Rindern, und dem Besuch bei Familie Penuela in Bucaramanga auf einer Hühnerfarm mit 15 000 Hühnern. Am darauffolgenden Tag ging die Fahrt weiter nach Chiquiquira, einem Wallfahrtsort, den auch schon Papst Johannes Paul besuchte. Sehenswert war auch das berühmte Kloster „Ecce Homo“, das bereits 1620 gegründet wurde, jedoch auf Grund eines Dekretes von Simon Bolivar 1832 seine Arbeit wieder einstellen mußte. Um „Ecce Homo“ wurden versuchsweise Bewässerungseen terrassenförmig durch die Universität Bogota angelegt.

Nach einem Abstecher über die Töpfer-Stadt Raquira in unmittelbarer Nachbarschaft von Muza, die größte und sicherste Smaragdmine Kolumbiens, ging es weiter über Tunja, die Hauptstadt der Provinz Boyaca auf 2 820 m Höhe gelegen, nach Pantano de Vargas, Puente de Boyaca, wo am 7. August 1819 Kolumbien seine Unabhängigkeit erkämpfte.

Nach dem Besuch der deutschen Schule „Colegio Andino“ in Bogota, ging es am Nachmittag nach Sesquile zu einer Schule für Kinder aus sozial schwachen Familien, gegründet von Padre Schanbach, das u. a. seit vielen Jahren engagiert von Frau Pape sowie Herrn Pape (Vize rektor der deutschen Schule) unterstützt wird.

Das Endziel der Reise rückte näher, wir haben inzwischen den Norden Bogotas mit seinem gepflegten Vorort Santa Barbara erreicht. Trotz der schwierigen Bodenverhältnisse von Bogota, feuchter Untergrund, konnte man mächtige Bauten bewundern. Mit den Vergleichs-Aufnahmen aus den Jahren 1985, 1988 und 1994 des zerstörten und wieder errichteten Justizpalastes und einem Blick hinauf zum erhabenen Montserrat, dem Rathaus, der Kathedrale und dem Kapitoll, verabschiedeten wir uns von Kolumbien.

Es war eine herrliche und aufschlußreiche Reise per Dias, wofür wir uns nochmals bei unserem Freund Karl Kästle ganz herzlich bedanken möchten.

Erdgasvorkommen in Kolumbien entdeckt

BOGOTÁ (dpa) - Die British Petroleum Company (BP) hat in Kolumbien ein riesiges Erdgasvorkommen entdeckt. Wie ein Firmensprecher in Bogotá erklärte, werden durch diesen Fund von mindestens 5000 Gigakubikfuß Erdgas die Reserven des südamerikanischen Landes annähernd verdoppelt. Dadurch sei die interne Versorgung Kolumbiens zumindest für die nächsten 50 Jahre sichergestellt. Das Erdgasvorkommen sei im Volcanera-Feld, unweit des erst vor einigen Monaten entdeckten riesigen Erdölfeldes von Cusiana, im östlichen Departement Casanare, gefunden worden, hieß es in der Mitteilung.

SN 1.9.94

Vulkan in Kolumbien speit Gold in die Luft

NEW YORK (dpa). Der aktive Galeras-Vulkan im Südwesten Kolumbiens speit jeden Tag ein gutes Pfund Gold in die Atmosphäre. Weitere 20 Kilogramm Gold pro Jahr setzen sich in den Felsen und Steinen seines Kraters ab, berichtete der amerikanische Geologe Fraser Goff vom Los Alamos National Laboratory in New Mexico. Der Vulkan in den kolumbianischen Anden war im Januar 1993 ausgebrochen und hatte sechs Wissenschaftler getötet, die gerade Gesteinsproben in seinem Krater sammelten. Eine Woche nach dem Ausbruch entdeckte Goff kleine, sichtbare Goldklümpchen am Fuß des Massivs in Ablagerungen, die der Vulkan ausgespielt hatte. Den Fund stellte er jetzt auf einer Tagung der Geologischen Gesellschaft Amerikas in Seattle vor, wie die Tageszeitung „The New York Times“ am Freitag berichtete. Gold war bisher nur in erloschenen Vulkanen gefunden worden, noch nie in einem aktiven. Die meisten Fundstätten, auch die großen in Südafrika, stammen von jahrtausendealtem Gestein, das in seinem Ursprung ebenfalls vulkanisch war, und deren Goldspuren später von Flüssen ausgewaschen wurde. In Peru sollen „Goldgräber“ derzeit im Gestein etlicher erloschener Vulkane nach winzigen Klümpchen suchen. Goff schätzt, daß die Goldader des Galeras-Vulkans am Fuß des Massivs liegt und wenigstens drei Meter breit ist. Ihre Länge und Tiefe sind nicht bekannt. Der Zugang zu dem Vulkan ist von der Polizei und kolumbianischen Geologen abgeriegelt.

STUTTGARTER
ZEITUNG

Samstag, 29. Oktober 1994

DIE DEUTSCHE BANANEN-FLOTTE
PASSENGER-SCHIFFVERKEHR
HAMBURG-CURACAO/ARUBA-COLUMBIEN
PANAMA-ECUADOR

IM REISEBURO GIBT IHREN GERN JEDER GEWÜNSCHTE AUSREISE

Im Zeitalter des Düsenflugzeugs wirken historische Schiffsplakate eher nostalgisch.

Stuttgarter Zeitung

24. November 1994

Tips für Neuankömmlinge

Verkehrschaos, bittere Armut und Schmutz auf der einen Seite, überraschend viel Grün, eine auffallend phantastische Architektur und Menschen, die einem mit fast übertriebener Herzlichkeit begegnen auf der anderen Seite - das sind die zwei Gesichter Bogotás, die fast jedem "Neuankömmling" hier ins Auge springen. Wer seinen Wohnsitz im Nordosten der Stadt wählt, wird wohl kaum einen Unterschied zum westeuropäischen Lebensstil spüren. Bis hin zu den Supermärkten, die Sauerkraut und Weißwürste verkaufen, findet man hier alles. Sie werden sich am Anfang vielleicht fragen, warum sie ins Ausland gehen, um dann hier "typisch deutsch" zu essen. Aber glauben Sie mir, nach ein paar Monaten ist man schon dankbar für eine Scheibe kräftiges deutsches Brot. Auch das gibt es hier.

Für die meisten, die aus Deutschland nach Kolumbien kommen, bedeutet das Leben hier zunächst einmal auch mehr Luxus als zu Hause. Wer kann sich in Deutschland schon eine "muchacha", also eine Hausangestellte, leisten oder gar einen Chauffeur? Viele genießen diese ungewohnte Bequemlichkeit, andere, wie ich zum Beispiel, haben sich bis heute noch nicht daran gewöhnen können, ständig Fremde im Haus zu haben und sich bedienen zu lassen. - Geschmacksache. -

Dieses Herr-Knecht-Verhältnis birgt für uns sozial eingestellte Mitteleuropäer natürlich auch Probleme im Umgang mit den uns "Untergebenen". Während die Kolumbianer, die von klein auf dieses Zusammenleben gewöhnt sind, damit ganz natürlich umgehen, tun wir uns doch manchmal schwer, den Mittelweg zwischen totaler Integration der Angestellten in die Familie und bloßem "Befehle geben" zu finden. Zuviel Freundlichkeit und Nachgiebigkeit wird einem in jedem Falle nicht gedankt. Es gibt feste Regeln des Distanzhaltens, deren Einhaltung die Angestellten auch erwarten. Ideal ist es natürlich, wenn man bei der Auswahl der Angestellten auf Empfehlungen von Bekannten zurückgreifen kann und auch das soziale Umfeld seiner neuen Hausgenossen erkunden kann, um vor bösen Überraschungen sicher zu sein.

Solange man die Sprache nicht perfekt beherrscht und auch äußerlich als Ausländer - für die Kolumbianer pauschal "Gringo(a) = Nordamerikaner (in)" - auffällt, ist man natürlich ein willkommenes Opfer für alle möglichen Betrügereien. Deshalb oberster Grundsatz: Distanz zu allen Unbekannten. Vor allem wer abends oder nachts das Abenteuer z.B. in der "zona rosa", einem berühmt-berüchtigten Kneipenviertel sucht, läuft Gefahr, unter Drogen gesetzt und ausgeraubt zu werden. Das

hört sich vielleicht nach "Räuberpestole" an, aber man sollte immer bedenken, daß Kolumbien mit das gewalttätigste Land der Welt ist. Doch auch das sollte Sie nicht abschrecken, denn wenn man weiß, wo man hingehen kann und wo man sich besser fernhalten sollte (z.B. von den südlichen, armen Stadtteilen), kann man auch hier sicher leben. Man sollte in jedem Fall die Leute nicht durch unnötiges "Zur-Schau-Stellen" seines Reichtums - wie z.B. das Tragen von Schmuck und wertvollen Uhren etc. - provozieren.

Wer Kinder hat, wird dankbar sein für die unseren Schule, die es hier gibt und die unsere Kleinen und Großen die Integration wesentlich erleichtern. Vom Prä-Kindergarten (ab 4 Jahre) bis zur "Selecta" (Vorbereitung auf das deutsche Abitur) ist alles unter einem Dach. Wie alle guten Privatschulen hier, natürlich nicht ganz billig, aber vor allem für Leute, die nur eine begrenzte Zeit hierbleiben werden eine große Hilfe für die Wiedereingliederung in der alten Heimat. Doch auch für alle Übrigen bedeutet diese Erziehung die Aufrechterhaltung der Verbindung zur deutschen Kultur.

Aus Sicherheitsgründen sollten Kinder in Kolumbien nur innerhalb eines sicheren "conjuntos" allein zum Spielen gehen, weil sie außerhalb zu leicht Gefahren, wie Entführungen u.ä. ausgesetzt sind.

Wer vor allem Landsleute treffen möchte, ist im Deutschen Club gut aufgehoben, wo man in privater Atmosphäre z.B. schwimmen, Tennis

spielen oder kegeln kann. Öffentliche Schwimmbäder gibt es nicht, man muß sich also zuerst in einem solchen Club einkaufen, um derartige sportliche Aktivitäten ausüben zu können. Der Preis für eine Aktie soll momentan um die 3000,- DM liegen. Clubs mit größerem Freizeitangebot, wie z.B. Reiten oder Golf, verlangen schon so viel, wie ein kleines Apartment kostet, d.h. 50.000,- bis 100.000,- DM.

Allen, die die spanische bzw. "kolumbianische" Sprache noch nicht perfekt beherrschen, seien die Sprachkurse, die an einer Fakultät der Universität Javeriana (Cra. 10 No. 65-48, Tel. 2123009) angeboten werden, wärmstens empfohlen. In fünf verschiedenen Leistungsstufen, vom Anfängerkurs bis zum Literaturkurs, kann man hier nicht nur die Sprache, sondern auch Menschen aus aller Welt kennen lernen, die mit den gleichen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen haben wie man selbst.

An Wochenenden und im Urlaub sollten Sie jede Gelegenheit nutzen, die nähere (und weitere) Umgebung Bogotás, die Küstenregion oder die landeseigenen Karibikinseln kennenzulernen, um selbst die Erfahrung zu machen, daß Kolumbien trotz aller Probleme eines der schönsten und vielseitigsten Länder der Erde ist. Dabei ist besonders auf den Wandertag hinzuweisen, den San Mateo jeweils am letzten Sonntag des Monats anbietet.

Sylvia Hawil



In Kolumbien werden Hunde Gassi gefahren

SN 14.9.94

Leonardo Martinez aus Kolumbien hat einen Beruf mit Zukunft: der Mann fährt auf seinem Geländemotorrad – und führt nebenbei Hunde von wohlhabenden Frauchen und Herrchen Gassi. Martinez' Terrain ist

ein vornehmes Villenviertel in der kolumbianischen Hauptstadt Bogota. Und macht die Maschine mal schlapp, auch nicht tragisch: dann wird der Auslauf für die Tiere eben zur Zugnummer.

Foto: AP

Dienstag, 6. September 1994

Stuttgarter Zeitung

Wo Fußballclubs Geld reinwaschen

Trotz der Mafia ist Kolumbiens Wirtschaft besser als ihr Ruf

Mafia und 8000 politische Morde im Jahr; linke Guerillas und rechter Gegenterror so wie ein pseudodemokratisches Regierungssystem mit halbdictatorischer Essenz – die Kaffee- und Kokainnation Kolumbien ist in vielerlei Hinsicht ein Extremfall. Der le-gale Teil seiner Wirtschaft steht hingegen besser da als die meisten Länder Latein-amerikas: Dem Verschuldungstaukel der achtziger Jahre wußte Kolumbien genauso zu widerstehen wie jenen makroökonomi-schen Abenteuern, die im Süden des Dop-pelkontinents noch heute die berüchtigten Zyklen zwischen kurzfristiger Stabilisie-rung und gewaltigen Volkswirtschaftskri-ken heraufbeschworen. Der legale Teil der kolumbianischen Wirtschaft ist jedenfalls solider als sein Ruf.

Im Jahr 1993 verzeichnete man ein Wirt-schaftswachstum von 5,3 Prozent; die Teuerungsrate verringerte sich im Verlauf der vergangenen vier Jahre von 32 auf 22 Prozent, bei seinen Auslandsgläubigern genießt Kolumbien den Ruf als punktlil-cher Zahler. Wie und wo die Trennlinie zwischen legaler und illegaler Wirtschaft verläuft, kann in Kolumbien niemand ge-nau sagen: Ein Bauboom erfaßt die 38-Mil-lionen-Nation, doch in der Stadt Cali ste-hen hochgezogene Büro- und Wohntürme ausnahmslos leer. Wer außer geldwaschen-den Kokainmilliardären kann sich Investi-tionen dieser Art leisten?

Politischer Einfluß und Korruptionsver-mögen der Drogenkartelle sind nirgendwo größer als in Kolumbien selbst, für die Chefs der Mafia noch immer der komforta-belste Ort der Welt. Die Brüder Rodriguez Orejuela, Herren über das Kokainkartell von Cali, drängten im Präsidentschafts-wahlkampf beiden Endrundenkandidaten umgerechnet je 5 Millionen Mark auf, wel-che sowohl der Gewinner Ernesto Samper wie der Verlierer Andres Pasterana zu-rückgewiesen haben wollen. Die politische Elite Kolumbiens hat die sogenannte „Un-terwerfungspolitik“ für geschäftsmüde Mafiagrößen so ausgestaltet, daß jene dem Staat die Bedingungen für ihren Ausstieg und Haft diktierten. Geld läßt sich in Ko-lumbien über Strommänner und Investitio-nen in Tourismus, Konsumgüterimporte

oder gar Fußballmannschaften bequem waschen.

Bis vor vier Jahren war Kolumbiens Wirtschaftsapparat von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten, schlummernde die Machthabenden in Bogota doch im Geiste der in den fünfziger Jahren entwickelten Theorie der Importsstitution. Der frü-herer Staatspräsident Cesar Gaviria, der im August seinem gewählten Nachfolger Er-nersto Samper Platz machte, warf das Ru-der schließlich herum. Behutsamer als in Argentinien oder Chile, ohne den Privati-sierungsgedanken zur Staatsreligion zu machen, setzte man auf die Öffnung der Märkte, was konstantes Wachstum zwi-schen 3 und 5 Prozent, aber auch eine Stei-gerung der Arbeitslosigkeit auf 10 Prozent und eine Verschlechterung der Einkom-mensverteilung mit sich brachte. Ernesto Samper wird an diesem Modell Korrektu-ren vornehmen müssen, soll es mittelfri-stig nicht in eine Sackgasse führen: Wie überall in Lateinamerika geschieht die In-flationsbekämpfung, indem die Lokalwäh-rung gestützt wird. Im Falle Kolumbiens ließ das Ausbleiben von Abwertungen nach Maßgabe der Inflation 1993 die Im-porte um 50 Prozent in die Höhe schnellen. Die Ausfuhr hingegen stagnieren, weil die heimischen Exportunternehmer wech-selkursbedingt kaum mehr konkurrenz-fähig sind. Dazu lagen die Weltmarktpreise für Kaffee, Erdöl und andere kolumbiani-sche Rohstoffe die vergangenen Jahre über im Keller. Dafür boomt die Börse. Anlagefonds haben Kolumbien entdeckt. Die Aktien von Julio Santodomingos Bava-ria-Konzern, zu dem die fünfgrößte Bier-brauerei der Welt, Banken, Versicherun-gen und die Avianca-Airline gehören, ko-steten vor zwei Jahren 400 Pesos. Heute sind die Anteilsscheine rund 4000 Pesos wert. Entwicklungspolitische Antworten vermag der Neoliberalismus in Kolumbien aber genauso wenig zu geben wie in ande-ren Ländern Lateinamerika: Die Kolum-bianer verkaufen ihr Rohöl billig an die Vereinigten Staaten, um es mangels eige-ner Raffineriekapazitäten in Form teurer Treibstoffe dann wieder zurückzuimportie-ren.

Ulrich Achermann, Santiago

Main-Echo 12.7.1994

Das Gütesiegel »Transfair«: Eine große Chance für die Kaffeebauern in Kolumbien

Fair gehandelter Kaffee aus Aschaffenburg ist ein Beitrag zur Entwicklungshilfe

Die Idee ist eigentlich gar nicht so neu. Bereits seit geraumer Zeit wird Kaffee mit dem Gütesiegel »Transfair« in Deutschland angeboten. Die Initiatoren legen Wert darauf, daß den Kaffeebauern in allen Anbaugebieten angemessene Preise bezahlt werden, damit die Bauern auch tatsächlich von ihren Einnahmen leben können. Auch die Aschaffener Initiative, deren Kaffee beim Kaffee-Röster Braun in Mainaschaff geröstet und direkt vertrieben wird, hat das Gütesiegel »Transfair« erhalten.

Über den gleichnamigen Verein läuft auch der Import des Kaffees: Derzeit bezieht das Aschaffener Unternehmen seinen Rohkaffee von einer kolumbianischen Genossenschaft. Der Verkaufserfolg ist nach wenigen Wochen beachtlich, immer mehr Händler interessieren sich für das Produkt. Kaffee aus fairem Handel ist zu einem echten Renner geworden: »Wir sind mit dem Absatz zufrieden«, freut sich Rainer Braun, der sich auch im Aschaffener Verein für Solidaritäts-Kaffee engagiert.

Nicht nur in punkto Fairness ist der Transfair-Kaffee von Bedeutung: Wenn die Bauern von ihrer Kaffee-Produktion leben können wird auch die Gefahr verringert, daß sie beispielsweise in Kolumbien auf den Anbau der Coca-Pflanze umsteigen, aus der letztlich dann Kokain gewonnen wird.

Eine große Rolle spielt für Rainer Braun die Offenheit im finanziellen Bereich. Natürlich müsse man mit dem Kaffee auch etwas verdienen, betont Braun. Allerdings profitieren auch die Kaffee-Bauern von guten Geschäften mit dem fair gehandelten Kaffee in Deutschland, da auch sie bessere Preise erhalten: »Unsere Kalkulation ist für

jeden zugänglich und wird daher auch auf jeder Packung von unserem Partner-Kaffee abgedruckt«, stellt Braun fest. Der Kaffee-röster strebt eine echte Partnerschaft mit den Bauern in Kolumbien an. Er erwartet eine gute Qualität beim Rohkaffee, dafür erhalten die Bauern dann einen Preis, der auch über dem aktuellen Weltmarktsatz liege. Wenn der Absatz in Deutschland allerdings stocke, müßten alle Partner (also sowohl seine Firma als auch die Bauern) entsprechende Einbußen hinnehmen. »Wir werden immer mit offenen Karten spielen«, verspricht Braun. Mit der Qualität ist der Kaffee-Experte bisher zufrieden und auch die Kunden scheinen den fair gehandelten Kaffee zu mögen. Die ersten Verkaufszahlen sprechen dafür, daß sich dieses spezifische Aschaffener Produkt im Markt halten kann. »Der Kaffee schmeckt gut und erfüllt höchste Ansprüche, gleichzeitig ist er sehr magenfreundlich«, freut sich Braun. Die üblichen Vorurteile gegen diesen Kaffee, beispielsweise daß er zu bitter sei, treffen nicht zu. Inzwischen ist auch das Interesse der Einzelhändler stetig gestiegen. Edeka-Läden haben den Kaffee aus Aschaffenburg ebenso im Angebot wie die Neukauf-Märkte. Auch im benachbarten Hessen ist man inzwischen auf dieses besondere Produkt aufmerksam geworden: Das Kaufhaus Benzing in Freigericht will sogar eine gesonderte Werbekampagne für diesen fair gehandelten Kaffee starten. Mit weiteren Handelsketten verhandeln derzeit die Helfer des gemeinnützigen Vereins »Aschaffener Solidaritäts-Kaffee«, auf dessen Initiative die Aschaffener Aktion gestartet wurde: Darin arbeiten viele Organisationen, die sich mit den Problemen der Entwicklungsländer auseinandersetzen, wie beispielsweise der Dritte-

Welt-Laden, und viele Einzelpersonen zusammen. Ohne dieses ehrenamtliche Engagement wäre die Aktion Partner-Kaffee auch nicht durchführbar. Die Kunden reagieren – so die ersten Erfahrungen – äußerst positiv auf den neuen Kaffee in der gelben Verpackung mit dem Aschaffener Schloß auf der Vorderseite, erste Nachbestellungen gingen bereits bei den Herstellern ein.

Die Stadt Aschaffenburg steht dem ganzen Projekt ebenfalls positiv gegenüber. Oberbürgermeister Dr. Willi Reiland freut sich so sehr über diese Initiative, daß er den Kaffee sogar eigenhändig auf dem Marktplatz verkaufte. Im Handelspreis ist auch ein sogenannter Solidaritätszuschlag enthalten: Dieser kommt direkt der Städte-solidarität zwischen Aschaffenburg und der kolumbianischen Stadt Villavicencio zugute.

Die erwirtschafteten Gelder werden den Projekten des Pfarrers Josef Otter ohne Umwege zur Verfügung gestellt. So erklärt sich auch der etwas höhere Handelspreis dieses Kaffees gegenüber den üblichen Kaffeesorten. Rainer Braun: »Ich bin mir sicher, daß die Kunden gerne bereit sind, diesen Preis zu zahlen, wenn sie eine sehr gute Qualität erhalten und wissen, daß das Geld tatsächlich sinnvoll angelegt ist.«

Und auf noch etwas weist Rainer Braun hin: »Ich halte nichts davon, daß Entwicklungshilfe daraus besteht, den Leuten einfach Geld zu schicken. Wir bezahlen die Kaffee-Bauern ordentlich für ihre alltägliche Arbeit. Somit leisten unsere Kunden einen ganz praktischen Beitrag zur Entwicklungshilfe und sorgen mit dafür, daß die Kaffee-Bauern ein menschenwürdiges Leben führen können.« masch

Frankfurter Rundschau 16. 7. 94

Nachhilfe für Kaffee-Trinker

Noch spürt der Verbraucher kaum etwas von dem, was sich im Ladenregal derzeit zusammenbraut. Doch die Kaffee-röster von Hamburg bis Bremen sind bereits kräftig dabei, das Feld für drastische Verteuerungen der braunen Bohnen publizistisch zu beackern. Der deutsche Konsument, der sich sein Lieblingsgetränk bisher zu Preisen wie zu Beginn der sechziger Jahre munden lassen konnte, bekommt nun entwicklungspolitischen Nachhilfeunterricht hautnah serviert.

Da ist zum Beispiel das Problem der internationalen Warentermin-Spekulation. Jeder Sack Rohkaffee wird an den Börsen von New York bis London erst 15- bis

20mal verkauft, bevor er seinen endgültigen Besitzer gefunden hat. Was jahrelang den Trend nach unten verstärkte, führt jetzt dazu, daß ein paar Minusgrade in einzelnen Regionen Brasiliens binnen weniger Stunden am Weltmarkt dramatische Preissprünge nach oben auslösen.

Deutlich wird nun auch vor Augen geführt, daß das 1989 geplante Internationale Kaffeeabkommen durch die lange erfolgreiche Stabilisierung der Preise nicht nur dem Produzenten, sondern durchaus auch dem Verbraucher hierzulande genutzt hat. Angesichts seines schmaleren Geldbeutels wird er den teureren Schluck aus der Kaffee-Tasse sicher spüren. Vielleicht kann er dabei aber ein bißchen besser nachvollziehen, was die Fieberkurven der Rohstoffbörsen für jene Millionen von Kleinbauern bedeuten, deren ganze Existenz an den Sträuchern mit den grünen Kaffeekirschen hängt.

Zwar kassieren vorerst noch die Zwischenhändler einen Großteil der höheren Erlöse, doch nach und nach sickert davon sicher auch etwas zu den Bauern durch. In drei bis vier Jahren dürften die in Zeiten der Preis-Talfahrt vielfach abgehackten Büsche wieder überall nachgewachsen sein. Dann droht erneut ein Überangebot am Weltmarkt. Bis dahin sollten Produzenten- und Konsumentenländer aber die Zeit nutzen, um gemeinsam entsprechende Vorsorge zu treffen: durch eine Neuauflage des Internationalen Kaffeeabkommens etwa. Und die Entwicklungsländer sollten ihre Mehreinnahmen für nationale Fonds zur Diversifizierung der Agrarerzeugung verwenden, um die Abhängigkeit von einzelnen Exportprodukten abzubauen. So könnte die Zwangsabschöpfung der Verbraucher im Norden mit ihren negativen Folgen für die Lebenshaltungskosten hierzulande immerhin auch etwas Gutes bewirken. rb